

Philipp Dreyer



Zwischen Davidstern und Schweizerpass

24 Porträts jüdischer Jugendlicher

**Mit einem Vorwort von
Emanuel Hurwitz**



orell füssli

In unserem Land leben rund 20 000 jüdische Schweizerinnen und Schweizer, darunter viele Jugendliche. Wie haben diese jungen Menschen das politische Klima rund um die Holocaust-Diskussionen erlebt? Wie gehen sie mit ihrem Jüdischsein um?

ISBN 3-280-02811-6

Weitere Titel aus dem
Orell Füssli Verlag

Aram Mattioli (Hrsg.)
Antisemitismus in der Schweiz
1848–1960

590 Seiten, gebunden, mit
Schutzumschlag

In der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates hat der Antisemitismus eine weit grössere Rolle gespielt, als in der Forschung und der breiten Öffentlichkeit lange Zeit angenommen worden ist. Obwohl die Schweiz zu den demokratischen Pionierstaaten Europas gehörte, legte sie gegenüber den Angehörigen der jüdischen Minderheit im Jahrhundert zwischen 1848 und 1960 keine besonders aufgeschlossene Haltung an den Tag. Im Gegenteil.

Jürg Stadelmann
Umgang mit Fremden
in bedrängter Zeit

Schweizerische Flüchtlingspolitik
1940–1945 und ihre Beurteilung
bis heute
395 Seiten, gebunden, mit
Schutzumschlag

Der Autor geht den Widersprüchlichkeiten bei Gewährung oder Verweigerung der Aufnahme von Asylsuchenden während des Zweiten Weltkriegs nach. Er beleuchtet die Hintergründe des Verhaltens der Schweizer Regierung und ihrer Behörden. Antworten auf Fragen nach den Motiven und Zielen der Flüchtlinge einerseits, der Art und Weise sowie der Hintergründe des Verhaltens der Schweiz andererseits schaffen Klarheit.



Philipp Dreyer, geboren 1957, ist
Journalist, Fotograf und Redaktor in
Zürich.

Der Autor hat während eines Jahres mit jüdischen Jugendlichen aus der ganzen Schweiz gesprochen. Es sind junge Frauen und Männer im Alter zwischen 15 und 27 Jahren, die ihren Glauben auf unterschiedlichste Weise leben und erleben. Wie haben sie das politische Klima während der Diskussionen rund um die nachrichtenlosen Vermögen erlebt? Wie gehen sie mit ihrem kulturellen Erbe um?

Da ist beispielsweise der Schreinerlehrling, der streng nach den Gesetzen der Thora lebt, die Psychologiestudentin, die sich die Rosinen aus der christlichen wie aus der jüdischen Religion herauspicks, der Lehrer einer jüdischen Schule, dessen Traum es ist, mit 30 als Musicaldarsteller in Manhattan aufzutreten, oder die 22jährige Sachbearbeiterin, die aus Angst vor antisemitischen Äusserungen anonym bleiben möchte. Alle Porträtierten sprechen sehr offen über sich selbst, über ihre Erlebnisse als Juden und über das, was sie beschäftigt.

© 1999 Orell Füssli Verlag AG, Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Christine Vonow, Zürich
Die Interviews fanden zwischen Juni 1998 und März 1999 statt
Abbildungen: Philipp Dreyer, Zürich
Das Zitat auf Seite 5 stammt aus *Tagebuch 1946-1949*,
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1950
Druck und Bindearbeiten: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg i. Brsg.
Printed in Germany
ISBN 3-280-02811-6

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Dreyer, Philipp:
Zwischen Davidstern und Schweizerpass
24 Porträts jüdischer Jugendlicher / Philipp Dreyer.
Mit einem Vorwort von Emanuel Hurwitz. – Zürich
Orell Füssli, 1999
ISBN 3-280-02811-6

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

«Man ist sehr rasch ein Emigrant.»

Max Frisch

Inhalt

- 8 Dank
- 9 Vorwort
- 15 MIRJAM ROSENSTEIN
«Meine Heimat ist nicht an ein Land gebunden.»
- 23 BENI RICHTER
«In einer jüdischen Person sind 5'000 Jahre Geschichte.»
- 31 DANI
«Für meine Mitschüler war ich der ‚Perser‘.»
- 37 THOMAS ROM
«Viele glauben, Juden können keine Schweizer sein.»
- 45 VIVIANE UND CARMEN JSAAC
«Wir fühlen uns als Schweizerinnen – wir sind es auch.»
- 53 MARC BLUMENFELD
«Als Christ würde ich mich viel weniger mit meiner Religion beschäftigen.»
- 59 DAVID RAPPOPORT
«Nach der Thora zu leben wird uns glücklich machen.»
- 67 EVE BINO
«Frauen werden nicht die gleichen Rechte eingeräumt.»
- 75 MARC BLOCH
«Religion und Nationalität sucht man sich nicht aus.»
- 81 CORINNE BRAUNSCHWEIG
«In der Schweiz fühle ich mich zu Hause.»

- 89 MICHA BOLLAG
«*Ich habe mich oft als Einzelkämpfer gefühlt.*»
- 97 CAROLINE HILB
«*In erster Linie ist jemand ein Mensch.*»
- 105 TALIA HIRSCH
«*Ich gebe den Leuten keine Chance, mich auszugrenzen.*»
- 113 NOAH ROTHSCHILD
«*Lange Zeit war Koch mein Wunschberuf.*»
- 119 SARA WENGER
«*In der Synagoge vergesse ich den Schulstress.*»
- 125 DANIEL BLUMBERG
«*Ich fühle mich vor allem als Tessiner.*»
- 133 DAVID MORALI
«*Kinder verkörpern das Leben.*»
- 139 ELI, JOCHEWED, DINI, CHAWA-LEA, FEIGI BRANDEIS «*Die Schweiz bedeutet für uns Heimat-ganz klar.*»
- 147 JESSICA SALOM
«*Die jüdische Gemeinde ist wie eine zweite Familie.*»
- 153 ANONYM
«*Meine Eltern wollten mich vor Antisemitismus schützen.*»
- 159 RICARDO GUTH
«*Die Zeit der Assimilation ist vorbei.*»
- 167 DALIA FRITZ
«*Am liebsten würde ich in Israel Villen bauen.*»
- 173 FABIENNE HORNUNG-ENGELMAYER
«*Auch als religiöse Frau will ich Spass am Leben haben.*»
- 181 PASCALE NAVILLE
«*Meinen jüdischen Teil möchte ich nicht aufgeben.*»
- 188 Glossar
- 191 Nachwort

Dank

Mein herzlichster Dank gilt all jenen, die auf irgendeine Weise mitgeholfen haben, dass dieses Buch entstehen konnte.

Im Besonderen:

- Den interviewten Jugendlichen
- Meiner Freundin Janine Messerli, die sich intensiv mit meinen Texten auseinandergesetzt hat. Ihre Denkanstösse verhalfen mir oft zu einer anderen Sichtweise
- Emanuel Hurwitz für sein engagiertes Vorwort
- Dem Orell Füssli Verlag für die Realisierung meines Buchprojektes

Den folgenden Institutionen und Personen für ihre finanzielle Unterstützung:

- Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus
- Max 8c Erika Gideon Stiftung
- Dr. Ulrich Bär
- Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund
- Saly Meier Memorial Stiftung
- Braginsky-Stiftung
- MIGROS Kulturprozent
- Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich
- HEKS (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz)
- Schweizerische Flüchtlingshilfe
- Ellen Ringier
- Pfr. Hans Schaffert
- Augustin Keller-Loge

Zürich, im Frühling 1999

Zwei Gruppen sind es, die genau Bescheid zu wissen glauben, was Judentum ist: die jüdischen orthodoxen Fundamentalisten und die latenten oder militanten Antisemiten. Beide nehmen für sich in Anspruch: Wer Jude ist, bestimmen wir. Beide gehen von einem Bild des Judentums aus, das mit der Realität nicht übereinstimmt.

Was jüdisches Leben und jüdische Realität wirklich ist, wird in diesem Buch gezeigt, nicht als theoretische Abhandlung, nicht als theologisches Gebäude, nicht als soziologische Analyse. Es sind Porträts von jüdischen Jugendlichen, die der Verfasser über ihr Judentum befragte. Das Bild könnte nicht vielfältiger sein. Wer die «Juden» und die «Jüdinnen» soziologisch, psychologisch, theologisch definieren möchte, findet in diesem Buch vielleicht eine Bestätigung in Einzelfällen, im ganzen aber auch eine deutliche Widerlegung. Jeder Versuch, das Judentum und sein Volk aus einer einseitigen Optik heraus zu definieren, muss scheitern. So leicht lässt sich das Phänomen nicht darstellen oder eingrenzen. Die Beantwortung der Frage «Wer ist Jude?» hat Israel bisher nicht umsonst standhaft zu vermeiden gesucht. Sie droht aber je länger, je mehr zur zentralen Frage dieses Staates zu werden. Weil sie in Israel staatspolitische und gesetzgeberische Konsequenzen hat, ist sie dort nicht so sehr eine Frage der Realität, schon gar nicht eine Frage der Theologie oder der Soziologie allein, sondern in erster Linie eine Frage der Macht. Wem es gelingt, das Definitionsmonopol für die Zugehö-

rigkeit zum Judentum für sich zu usurpieren und politisch umzusetzen, wird das Zusammenleben im Staat wesentlich bestimmen.

Was aber ist diese «jüdische Identität», von der so viele reden? Identitätsfragen sind wohl in erster Linie psychologische Fragen. Doch schon Freud, der Begründer der Tiefenpsychologie, hat sich über seine jüdische Identität nur sehr vage geäußert. Gegenüber der Wiener Bnai Brith Loge sagte er zum Beispiel: «Was mich ans Judentum band, war (...) nicht der Glaube, auch nicht der nationale Stolz (...). Ein nationales Hochgefühl habe ich, wenn ich dazu neigte, zu unterdrücken mich bemüht, als unheilvoll und ungerecht, erschreckt durch die warnenden Beispiele der Völker, unter denen wir Juden leben. Aber es blieb genug anderes übrig, was die Anziehung des Judentums und der Juden unwiderstehlich machte, viele dunkle Gefühlsmächte, umso gewaltiger, je weniger sie sich Worte erfassen liessen, ebenso wie das klare Bewusstsein der inneren Identität, die Heimlichkeit der gleichen seelischen Konstruktion.» (Sigmund Freud: G.W. XVII)

1930 schrieb er im Vorwort zur hebräischen Fassung von «Totem und Tabu»: «Keiner der Leser dieses Buches wird sich so leicht in die Gefühlslage des Autors versetzen können, der die heilige Sprache nicht versteht, der väterlichen Religion – wie jeder anderen – völlig entfremdet ist, an nationalistischen Idealen nicht teilnehmen kann und doch die Zugehörigkeit zu seinem Volk nie verleugnet hat, seine Eigenart als jüdisch empfindet und sie nicht anders wünscht (...). Fragte man ihn: Was ist an dir noch jüdisch, wenn du alle diese Gemeinsamkeiten mit deinen Volksgenossen aufgegeben hast?, so würde er antworten: Noch sehr viel, wahrscheinlich die Hauptsache. Aber dieses Wesentliche könnte er gegenwärtig nicht in klare Worte fassen (...).» (Sigmund Freud: G. W. XIV).

Im Wissen, dass Statistiken und theoretische Abhandlungen die lebendige Realität eines Phänomens, auch des Judentums, wie überhaupt jede lebendige Wirklichkeit, nie einzufangen vermögen, wurde immer wieder versucht, das Bild des Judentums anhand von Porträts einzelner, also von Einzelfalldarstellungen, zu zeichnen.

Was aber ist der kleinste gemeinsame Nenner, der hier vorliegenden Porträts von Jüdinnen und Juden? Was verbindet sie mit dem Judentum? Vielleicht sind es eher Fragen als Antworten. Eine davon ist die der Ehe mit einer jüdischen oder einer nichtjüdischen Partnerin, einem jüdischen oder einem nicht jüdischen Partner. Die Antwort auf dieses für das Judentum existentielle Problem ist bei den meisten Interviewten sehr persönlich und immer wieder anders. Einigen ist es klar, dass nur jüdische Partner in Frage kommen, schon der Eltern wegen, die eine Mischehe ungern akzeptieren. «Mein Vater würde in drei Minuten um zehn Jahre altern», sagt einer auf die Frage, ob für ihn eine nichtjüdische Partnerin in Frage käme. Bei anderen ist die Antwort völlig offen, bei manchen sogar eher nebensächlich. Einige der interviewten Jugendlichen stammen selber aus gemischten Familien, in der die Eltern kaum mehr verlangen mögen, als sie selber einzuhalten bereit sind. Doch auch sie sind nicht bereit, ihre jüdische Identität aufzugeben, zu bestreiten oder gar zu verleugnen. Auf die Frage, worin diese Identität bestehe, haben sie es oft schwer. Sie können sich nicht einfach auf die Religion berufen, deren Mythos als Bewahrerin jüdischer Tradition nach wie vor hochgehalten wird, obwohl er mehr als fragwürdig geworden ist. Sie müssen sich auf anderes stützen, aber worauf? Die Antworten sind auch hier so verschieden wie die menschliche Realität.

Eine zentrale Rolle spielt auch die Dialektik zwischen jüdischem Leben und nichtjüdischer Mitwelt. Sie äusserst sich in diskreten Konflikten in der Schule, im Militärdienst, in der Arbeitswelt oder in offenen antisemitischen Angriffen. Niemand hat ein Rezept, welches Verhalten solch latenten oder offenen Konflikten gegenüber das richtige wäre. Aber alle haben auf ihre Art eine Form der Bewältigung und der Gegenwehr gefunden, die besticht und beeindruckt. Der Ruf nach einer uniformen Doktrin, wie dem wachsenden Antijudaismus zu begegnen sei, entspricht im Grunde der illusionären Vorstellung, die Gruppe der Antisemiten sei ebenso uniform wie die Gruppe der Jüdinnen und Juden.

Das Vorurteil vom monolithischen, militanten jüdischen Block findet sich in der Geschichte des Judenhasses von Anfang an: Die Juden sind alle gleich, eine überall und in allem übereinstimmende Volksgemeinschaft, eine unter sich einige und

dadurch ausserordentlich mächtige Gruppe. Die «Protokolle der Weisen von Zion» machen sie schliesslich zur durchorganisierten subversiven Bedrohung für die ganze Welt.

Die jüdische Realität könnte anders nicht sein. So widersprüchlich und so divergierend in Ansichten, Meinungen, Lebensstil und politischer Haltung wie die jüdischen Gemeinschaften sind andere Gruppierungen nie – weder Vereine noch politische Parteien. Sie könnten es sich gar nicht leisten, ohne sofort bedeutungslos zu werden. Bedeutungslos ist das Judentum nie geworden. Trotz aller Divergenzen sind sich die jüdischen Gemeinschaften ihres inneren Zusammenhaltes sicher geblieben. Das hinderte das Judentum allerdings nicht, seinerseits eine bemerkenswerte interne Intoleranz zu pflegen, die wohl ebenso gross ist wie überall. Wer zum Judentum dazugehört, mögen die Betroffenen zwar wohl für sich selber bestimmen, aber ob ihr Entscheid von anderen akzeptiert wird, ist fraglich. So werden zum Beispiel die Angehörigen liberaler jüdischer Gemeinden von der Orthodoxie nicht anerkannt und als «nicht wirkliche, nicht richtige Juden» abgelehnt. Und die Aufnahme dieser Gemeinden in den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund, die Dachorganisation (fast) aller jüdischen Gemeinden in der Schweiz, scheiterte bisher an den Austrittsdrohungen der Orthodoxie. Ähnlich ergeht es denjenigen, die sich in eine gemischte Partnerschaft oder gar eine Mischehe einlassen. Wer sich mit einer nichtjüdischen Partnerin, einem nichtjüdischen Partner anfreundet, wird aus der religiösen Gemeinschaft nur dann nicht ausgestossen, wenn die Beziehung lediglich von kurzer Dauer ist.

Auch die Frage der Stellung der Frau im Judentum gehört zu den zentralen Problemen. Sie ist, man mag es drehen und wenden, eine diskriminierte Stellung. Die Diskriminierung wird oft verklärt, indem gesagt wird, die jüdische Frau habe, auch wenn sie religiös und offiziell keine Rolle spiele, innerhalb der Familie eine wichtige Stellung inne. Es ist aber im Grunde dieselbe Rolle, die den Frauen in jeder patriarchalen Gemeinschaft zugewiesen wird. Es sind die Männer, die die Rolle der Frau definieren.

Auf all diese und noch viele andere Fragen geben die befragten Jugendlichen ihre eigenen, präzisen, oft beeindruckenden Antworten. Die Vielfalt, Verschiedenartigkeit und Farbigkeit dieser Antworten müsste sowohl den Antisemiten als auch den orthodoxen jüdischen Fundamentalisten zu denken geben.

Die vorliegenden Interviews werden vor allem jenen Leserinnen und Lesern eine Bereicherung sein, die neugierig und offen sind, die Vielfalt jüdischer Realität vorurteilslos kennenzulernen.

Emanuel Hurwitz

Emanuel Hurwitz, 63, ist Psychiater, Psychotherapeut und Publizist in Zürich.



MIRJAM ROSENSTEIN, 18, KÜSNACHT, ZH

*«Meine Heimat ist nicht an ein Land
gebunden.»*

Ich finde es gut, dass man meinem Namen sofort anmerkt, dass ich jüdisch bin. Wenn das die Leute stört, so müssen sie gar nicht erst mit mir ins Gespräch kommen. Das ist praktisch. Stell ich mich jemandem vor oder lerne neue Leute kennen, sage ich bereits nach ein paar Sätzen, dass ich jüdisch bin. Das gehört für mich dazu. Als Antwort höre ich dann oft: «Ah, Sie sind jüdisch, interessant.» Dann zählen sie mir meistens jüdische Leute auf, die sie kennen, und fragen mich, ob ich mit ihnen bekannt sei. Sage ich ja, dann freut es sie. Viele Christen reagieren so, da sie wissen, dass sich Juden oft untereinander kennen.

Am ersten Tag in der Kantonsschule Hottingen erwähnte ich bei der Aufzählung der Hobbies, dass ich in einem Jugendbund bin. Die Mitschüler wollten natürlich wissen, in welchem. «In einem jüdischen», sagte ich. Da kam gleich die Frage: «Bist du jüdisch? Sind beide deiner Eltern jüdisch?»

Ich bin Leiterin im Jugendbund Haschomer Hazair, was soviel wie «Junger Wächter» heisst. Es ist ein zionistischer Jugendbund, und er basiert auf einer sozialistischen Ideologie. Obwohl der Sozialismus in der Praxis nicht funktioniert, gibt mir diese Gesellschaftsform viele Anregungen: die Idee der Gemeinschaft, sich für andere Menschen verantwortlich fühlen – das sollten doch Grundpfeiler unserer Gesellschaft sein.

Was es für mich heisst, jüdisch zu sein? Das ist eine schwierige Frage. Ich bin stolz, dem jüdischen Volk anzugehören. Einem Volk, das in der ganzen Welt verstreut ist. Die Grosseltern meines Vaters kamen 1910 aus Polen in die Schweiz, die Vorfahren meiner Mutter 1870 aus dem Elsass. Religion verbinde ich mit Tradition. Doch sind Bräuche sinnlos, wenn man ihre Herkunft nicht kennt. Das Judentum gibt mir eine Identität. Ich würde mich aber nicht als religiös, eher als liberal praktizierend bezeichnen.

Meine Eltern und ich feiern am Freitagabend den Beginn des Schabbats. Dieser Brauch gefällt mir, da man mit der Familie und Freunden zusammen ist. Die hohen jüdischen Feiertage feiere ich aber grösstenteils nicht aus religiöser Überzeugung, sondern aus Traditionsbewusstsein. Mit dieser Einstellung stehe ich

nicht alleine da. Darin sehe ich auch keinen Widerspruch. Nur mit Traditionsbewusstsein hat das Judentum eine Überlebenschance.

Heute prägen die religiösen Vorschriften nicht mehr den Alltag. Dass man am Schabbat nicht arbeitet oder nur kosher isst – das bedeutet, dass Fleisch und Milch nicht miteinander zubereitet und gegessen werden darf –, das sind für mich Bräuche, die einfach nicht mehr ganz zeitgemäss sind. Trotzdem sind sie wertvolle Überlieferungen, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen ... Ich merke, es fällt mir nicht leicht, mein «Jüdischsein» zu definieren.

Es gibt Christen, die fragen: «Was ist bei euch anders?» Ich erkläre ihnen, dass wir eine Minderheit sind und dadurch einen grösseren Zusammenhalt und ein stärkeres Identitätsgefühl haben. Trifft man auf andere Juden, ist man ihnen gegenüber irgendwie offener als gegenüber Nichtjuden. Das ist, wie wenn Schweizer in Amerika im selben Hotel eine andere Familie aus der Schweiz ansprechen. Sie freuen sich, Landsleute zu sehen. Es besteht eine Art Verbundenheit.

Vielleicht hört es sich arrogant an, was ich jetzt sage: Gegenüber Nichtjuden habe ich gewisse Vorteile. Müsste ich in der Schule zum Beispiel einen Aufsatz über Minderheiten und Randgruppen schreiben – also über Ausländer, Zigeuner oder Homosexuelle –, ich hätte einen viel persönlicheren Bezug dazu und würde mich mit ihnen solidarisch fühlen.

Als Angehörige einer Minderheit muss ich mich oft rechtfertigen. Das ist auch in der Schule nicht anders. Als wir in der Klasse das erste Mal über die nachrichtenlosen Vermögenden diskutierten, hatte ich einen sehr schweren Stand. Ich musste mir Sätze anhören wie: «Keinen Rappen wollen wir rausrücken. Und erst recht nicht von unseren Steuergeldern. So wird sich die Schweiz noch mehr verschulden.» «Diese Menschen haben Anrecht auf ihr Geld», sagte ich. «Man muss abwarten, nachforschen und dann zurückgeben, was ihnen gehört. Lieber zuviel als zuwenig.» Was ihre Antwort war? «Das sollen die zuerst beweisen. Da kann ja jeder kommen.» Mir verschlug es die Sprache. Ich konnte kaum glauben, wie die Hälfte der Klasse über die Holocaust-Opfer denkt. Das hat mich erschreckt. Und dass meine Mitschüler es sogar wagen, das zu äussern. Natürlich gab es auch

Schüler, die meiner Meinung waren. Aber sie schwiegen. Auch der andere jüdische Schüler in meiner Klasse blieb stumm.

Ich beruhigte mich wieder und sagte mir: Schau, die haben keine Ahnung und sind sich nicht bewusst, was sie sagen. Sie geben nur das wieder, was sie zu Hause oder auf der Strasse hören. Würden sie mehr Engagement und Interesse zeigen, sie hätten eine eigene, eine andere Meinung.

Als der Jüdische Weltkongress die Schweiz zum Teil zu Unrecht beschuldigte, erzählten die Mitschüler es immer mir. Als ob ich alles hätte rechtfertigen müssen. Sie waren der Meinung, dass alle Juden automatisch hinter dem Jüdischen Weltkongress stehen. Meiner Meinung nach trägt dieser die falsche Bezeichnung. Er darf die Schweiz wohl anklagen, aber bitte nicht im Namen aller Juden. Werde ich heute von Klassenkameraden zu diesem Thema befragt, sage ich ihnen direkt ins Gesicht, dass ich nicht mehr darüber sprechen mag.

Wenn ich es mir überlege, so haben mich die Aussagen meiner Mitschüler sehr verletzt. Ich weiss einfach nicht, wie ernst ich das nehmen soll. Vielleicht übertreibe ich auch. Sie fühlen sich eben als Schweizer angegriffen und verteidigen sich. Aber nicht aus Hass gegen die Juden ... Möglicherweise steckt hinter ihren Aussagen zum Teil auch latenter Antisemitismus. Ich möchte meine Mitschüler aber wirklich nicht in ein schlechtes Licht stellen.

Vor diesen ganzen Holocaust-Diskussionen hätte ich abgestritten, dass es Antisemitismus in der Schweiz gibt. Er ist verbreiteter, als wir Juden es uns bewusst sind. Ich höre es ja, wie viele sagen: «Schon wieder die Juden.» Sie brauchen einen Anlass, der es ihnen erlaubt, derartiges zu sagen. Wenn einer oder eine Gruppe behauptet, die Juden seien an diesem oder an jenem schuld, so sind Nachahmer rasch zur Stelle. Wäre der Antisemitismus nicht latent vorhanden, würde so was nicht passieren und schon gar nicht, dass eine politische Partei es wagt, eine Kampagne mit dem Slogan «Kauft nicht bei Juden» zu lancieren.

Ich kann mich an eine Situation erinnern, als ich in Klosters in den Winterferien war. Meine Eltern und ich sassen in einem Restaurant und hörten, wie am Neben-

tisch sechs Erwachsene sich über die «Judenmafia» ereiferten. «Die wollen doch nur die Schweiz ausnehmen», sagten sie. Wir waren uns nicht einig, ob wir sie ansprechen sollten oder nicht. Wir liessen es bleiben. Der Wirt hatte sich zuvor angeregt mit diesen Leuten am Nebentisch unterhalten. Es mussten wohl Stammgäste sein. Ich sagte zu meinen Eltern, dass es besser sei, sich nicht mit ihnen zu verkrachen. Es hätte ja leicht in einen harschen Disput ausarten können. Kenne ich die Leute, bin ich meistens sehr direkt und sage, was ich denke. Doch nicht in allen Situationen ist das möglich.

Wir kehrten also in unsere Ferienwohnung zurück. Meinem Vater liess dieser Vorfall keine Ruhe. Er ging ins Restaurant zurück, um mit diesen Leuten zu reden. Fast zwei Stunden sass er mit ihnen am Tisch. Einer von ihnen war Anwalt, ein anderer Arzt. Sie hätten ihr dummes Gerede eingesehen, erzählte mir mein Vater erleichtert. Ich war stolz auf ihn. Ich frage mich, ob sie ihre Grundeinstellung durch dieses Gespräch geändert haben. Zumindest lohnt es sich, Leuten zu erklären, worum es eigentlich geht, damit sie ihre Ansichten differenzierter betrachten oder zumindest hinterfragen.

Was ich über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg denke? Die Schweiz wurde als eine Finanzdrehzscheibe missbraucht, aber das Volk hat sich menschlich verhalten. Es waren die Regierung, die Banken und Versicherungen, die mit Nazideutschland Geschäfte machten. Heute weiss doch jeder, was den Juden angetan worden ist. Und trotzdem sagte man ihnen jahrelang am Bankschalter: Sorry, wir haben nichts, bringen sie uns den Totenschein.

Grosse Angst macht mir, dass sich in der Schweiz niemand wirklich differenziert mit der Vergangenheit auseinandersetzt. Früher war ich etwas naiv und glaubte, die Politiker würden dies tun. Das stimmt nicht.

Die Schweiz bezeichne ich als mein Wohnland. Dort, wo ich mich jeden Tag aufhalte – also in Küsnacht und in Zürich –, ist meine regionale Heimat. Fragt mich jemand im Ausland, woher ich komme, sage ich, dass ich Schweizerin bin. Meine richtige Heimat ist nicht an ein Land gebunden. Geborgen fühle ich mich unter liberal denkenden Juden. Auch Israel ist für mich keine richtige Heimat,

obwohl ich das Land fast jedes Jahr besuche und auch Hebräisch spreche. Momentan kann ich es mir nicht vorstellen, in Israel zu leben. Nicht nur wegen der dortigen Politik, mit der ich nicht einverstanden bin, sondern auch in beruflicher Hinsicht. Ich will Veterinärmedizin studieren. Mein berufliches Ziel? Ich möchte Tierärztin werden. Das war schon immer mein Wunsch. Die Möglichkeiten einer Tierärztin in Israel sind aber sehr eingeschränkt. Mich jeden Tag mit Kühen rumschlagen – nein danke. Ich will in die praktische Forschung, denn mich interessieren Gebiete der Chirurgie und der Anästhesie. Vielleicht kommt auch alles anders. Ich finde nämlich auch Politologie spannend.

Ja, ich bin ehrgeizig, vielleicht zu ehrgeizig. Das empfinde ich oft als Schwäche. Mit einer Schulnote unter 4,5 bin ich nicht zufrieden. So bin ich eben. Setze ich mir mal was in den Kopf, so erreiche ich es auch. Meistens. Abgesehen von einem eigenen Pferd. Diesen Wunsch haben mir meine Eltern nicht erfüllt. Im Nachhinein muss ich ihnen recht geben. Ich wäre doch sehr angebunden. Wir haben einen guten Kompromiss gefunden: Seit einigen Jahren reite und pflege ich mehrmals die Woche Pferde.

Geschwister habe ich keine. Als ich klein war, hatte das Nachteile: Es ist angenehmer, wenn man in den Ferien nicht alleine ist. Nicht, dass ich mich einsam fühlte. Aber es war oft nicht einfach, Freunde mitzunehmen. Die waren selbst mit ihren Eltern unterwegs. Einzelkind zu sein hat aber auch Vorteile: Niemand macht einem die Aufmerksamkeit streitig. In der Freizeit bin ich meistens mit jüdischen Freunden zusammen. Sie kenne ich seit über zehn Jahren; aus der jüdischen Schule, die ich bis im Alter von elf Jahren besucht habe. Wir sind uns sehr vertraut und halten zusammen wie eine Familie. Vielleicht ist es der gemeinsame jüdische Hintergrund. Auch wenn ich mich ihnen gegenüber mal schlecht benehme, laut bin, verliere ich nichts. Vielleicht wäre so was auch mit nicht jüdischen Freunden möglich. Doch ich habe keinen so langjährigen christlichen Freundeskreis.

Ob mein zukünftiger Mann jüdisch sein muss? Mein Verstand sagt ja. Was meine Gefühle dann sagen werden, weiss ich nicht. Mein Innerstes sagt mir, dass die

gemeinsame jüdische Religion die Basis bildet, damit man zusammenpasst. Man muss sich und die Traditionen, die das jüdische Leben prägen, nicht immer erklären. Die Frage ist nur, ob mir der Richtige über den Weg läuft und ob ich ihn dann auch sehe.



BENI RICHTER, 25, ZÜRICH

*«In einer jüdischen Person sind
5'000 Jahre Geschichte.»*

Jeden Freitagabend gehe ich in die Synagoge. Samstags arbeite und fahre ich nicht. Ich lebe nach den religiösen Gesetzen. Bis 19jährig bin ich auf der Strasse mit einer Kippah, einem Käppi, rumgelaufen. Das mache ich nicht mehr. Ich muss mein Jüdischsein nicht mit einer Kopfbedeckung in aller Öffentlichkeit demonstrieren. Mein Entschluss sorgte zum Teil für Aufregung. In meinem Bekanntenkreis befürchteten einige, dass ich nicht mehr religiös sein könnte. Ich lebe das Judentum innerlich – und das sieht man eben nicht. Auch hatte ich es satt, dass mich die Leute im Tram immer anstarrten. Als ich einmal mit Freunden in einem Billardzentrum war, rief uns eine Gruppe «Heil Hitler» nach. So was erlebt in der Schweiz jede jüdische Person, wenn sie auffällt. Wir haben uns verbal gewehrt und riefen ihnen zu: «Jetzt seid ihr augenblicklich ruhig!» Das hat gewirkt.

Ich habe das humanistische Gymnasium besucht und spreche Latein, Griechisch und Hebräisch. Also die drei ältesten Kultursprachen. In den sprachlichen Fächern war ich immer sehr gut. Ganz im Gegensatz zu Physik und Mathematik.

Neben meinem Jus-Studium unterrichte ich in der Israelitischen Cultusgemeinde allgemeine Philosophie. Zum Beispiel werfe ich die Frage auf, ob das Alte Testament göttliches Recht oder Naturrecht sei. «Du sollst nur koscheres Fleisch essen» ist ein göttliches Recht und nicht vom Menschen geschaffen. Es ist ein unlogisches Recht. Im Gegenteil zum Naturrecht, das auch im Alten Testament vorkommt, wie beispielsweise das Gebot «Du sollst nicht töten». Dies ist logisches Recht, denn wenn man töten dürfte, könnte keine Gesellschaft überleben.

Im Unterricht werde ich oft als Ketzer bezeichnet. Gegenüber der eigenen Religion muss man das sein. Du glaubst erst, wenn du zweifelst, sage ich immer. Zweifelst du nicht, so bist du kein Mensch.

Ich bin überzeugt, dass die Wahrheit in der jüdischen Geschichte liegt. Gott hat Abraham versprochen, dass es das jüdische Volk immer geben wird. Dass das Judentum überlebt hat, dass es sogar einen eigenen Staat hat, ist für mich ein Beweis, dass es Gott gibt.

In der Philosophiestunde wurde ich einmal gefragt: «Wo war denn Gott, als sechs Millionen Juden umgebracht wurden?» «Es gibt nicht auf alles eine Antwort», sagte ich. «Auch in der Thora nicht.» Bekämost du darauf eine Antwort, du würdest sie als Mensch nicht begreifen, denn Gott ist in seiner Allmacht nicht verständlich. Es ist eben nicht alles erklärbar, sonst musst du nicht mehr glauben. Glauben ist ja nichts Rationales. Schon Platon sagte: Das Absolute ist für den Menschen nicht zu erkennen.

Ich verstehe alle Menschen, die den Holocaust durchgemacht haben und nicht mehr religiös sind. Juden wurden seit dem Auszug aus Ägypten verfolgt. Im Mittelalter sind ganze Städte von Juden gesäubert worden. Einer der Gründe dafür findet man sicherlich im Antijudaismus der christlichen Kirche. Ich spreche nicht von wirklichen Christen, sondern von der Amtskirche und von Pseudochristen. Um sich als die einzige Wahrheit darzustellen, musste man den anderen vernichten, indem man sagte: Jesus ist der Erlöser, so müssen wir auch euch erlösen, und zwar mit Gewalt.

Was es für mich heisst, jüdisch zu sein? Das ist eine gute Frage. Ich bin so geboren. Deinen Glauben kannst du nicht wie bei anderen Religionen wählen. Das Judentum ist die einzige Weltreligion, die an ein Volk gebunden ist.

Du bist jüdisch, ob du willst oder nicht. Irgendwann musst du dich entscheiden, wie du deine Religion leben willst. Das hat auch die Geschichte gezeigt. Viele assimilierte westeuropäische Juden taten es vor dem Zweiten Weltkrieg nicht. – Man kann dem Judentum nicht entfliehen.

Viele Leute merken, dass ich jüdisch bin. Ist es mein Aussehen, meine Gestik? Ich spreche viel mit den Händen. Oft meinen die Leute, ich sei Italiener oder Grieche. Als ich einmal in Bern ein Buchantiquariat betrat und mich nach griechischer Philosophie erkundigte, fragte mich der Buchhändler, obwohl er mich nicht kannte: «Du interessierst dich sicher für die Judaika-Abteilung.» Ich nickte. «Dann bist du bestimmt jüdisch», sagte er. So was ist mir schon oft passiert und hat mich nicht erstaunt. Seine Bemerkung empfand ich nicht als störend.

Ich bin ein sehr bewusster Jude. Jüdischsein ist für mich aber viel mehr als eine Religion. Es ist auch eine Volkszugehörigkeit, eine Kultur, eine Philosophie so-

wie eine Geistes- und Lebenshaltung. Wäre ich nicht jüdisch, ich wäre von meinem ganzen Denken her ein anderer Mensch. Nicht besser oder schlechter als jemand anderer, aber mit einer anderen Lebenseinstellung. Du bist in gewissen Denkschemen nicht so verwurzelt wie beispielsweise ein Schweizer. Die Schweiz lebt seit über 700 Jahren in Frieden. Seit der Schlacht von – wie hiess sie gleich? – Marignano. Das jüdische Volk hat immer Verfolgungen erlitten. Das merkt man bei einigen Juden. Viele sind nervös. Es gibt sogar Juden, die immer einen gepackten Koffer bereit haben. Als sich die Boykottdrohungen der Amerikaner gegen die Schweiz zuspitzten, sagte mir ein Freund: «Ich glaube, wir müssen bald wieder die Koffer packen.»

Juden besitzen eine gewisse Risikobereitschaft, vor allem im geschäftlichen Bereich. Ich bin mir bewusst, dass nichts für die Ewigkeit ist. Geht mir etwas zu langsam, werde ich ungeduldig.

Momentan bin ich mit einem Freund daran, eine eigene Handelsfirma für Natursteinböden und Küchenabdeckungen aufzubauen. Aus diesem Grund habe ich mein Studium verlängert. Ob das Business gelingen wird, weiss ich nicht, doch ich bin zuversichtlich. Natürlich birgt so was gewisse Risiken. Doch ich sage mir: Du hast im Leben gewisse Chancen, die du nutzen musst. Ich bin ein Typ, der Herausforderungen braucht. Ohne Risiko kann ich nicht leben. Lieber bin ich dreimal pleite.

Dass es keine Sicherheiten im Leben gibt, wurde mir letztes Jahr wieder mit aller Deutlichkeit bewusst. Einer meiner besten Freunde starb mit 23 Jahren an einem Herzversagen. Ich konnte es einfach nicht glauben... Ein paar Tage zuvor war ich noch mit ihm zusammen. Seine Frau fand ihn tot auf dem Küchenboden. Ein halbes Jahr vorher hatten sie geheiratet.

Ob ich jemals als Anwalt arbeiten werde, weiss ich nicht. Ich bin nicht der Typ, der so weit vorausschaut. Ich bin ein grosser Individualist und nicht gerne in der Masse. Das ist wohl geschichtlich bedingt, denn ich weiss, dass der Mensch in der Masse leicht manipulierbar ist. Technoparties, Streetparade und solche Sachen sind nicht mein Stil. Da bin ich schon lieber alleine mit meinem Rennvelo unterwegs.

Warum ich Jus studiere? Vielleicht aus einem humanistischen Ideal heraus. Zum Humanismus hat das Judentum viel beigetragen. Verschiedene moralische Postulate, die das Christentum verbreitet hat, gehen vom Judentum aus. «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» ist ein solches urtypisches Postulat, das aus dem Judentum stammt. Es gilt als wichtigstes Gebot im Judentum. Das steht auch im Talmud.

Recht hat eine lange Tradition, es geht zurück bis auf die Antike. Cicero war ein Anwalt, alle bekannten Redner in der Antike waren Anwälte. Ich wollte ihre Sprache sprechen.

Einer meiner Brüder, wir sind zu viert und ich bin der Jüngste, ist auch Anwalt. Vielleicht hat er mich beeinflusst. Jus studiere ich nicht, um damit eines Tages Geld zu verdienen. Es interessiert mich einfach. Wie ich Recht definiere? Willst du eine ehrliche Antwort? Anwendbares Recht ist das, was man durchsetzen kann. Behauptet jemand das Gegenteil, so stimmt das nicht. Recht ist Autorität. Es ist aber auch da, um – wie Kant sagt – jedem Menschen seine Individualität zu garantieren.

Ich ging immer in nichtjüdische Schulen. Das wollten meine Eltern so. Dafür bin ich ihnen dankbar. In der Primarschule war ich der einzige Jude. Ob meine Schulkollegen mir das Käppi vom Kopf rissen oder sagten: «Ihr Juden habt den Jesus umgebracht, ihr seid Verräter» – ich musste mich immer wehren und durchsetzen. Nachher bist du viel bewusster jüdisch. Zum Glück war ich der einzige. Das war auch im Gymnasium nicht anders. Sind in einer Klasse mehrere Juden und ist der eine weniger religiös als der andere, dann fragen die Mitschüler immer: «Warum schreibt er am Samstag, warum du nicht?»

Die ersten drei Jahre ging ich samstags in die Schule, habe aber nicht geschrieben, nur zugehört. Deswegen habe ich mich aber nie als Aussenseiter gefühlt oder mich dafür geschämt. Im Gegenteil. Leute, die sich schämen, jüdisch zu sein, wurden zuwenig bewusst erzogen. Sie wissen nicht, wer sie sind, und sind sich ihrer jüdischen Geschichte und Kultur nicht bewusst. Sie wissen nur, dass sie anders sind.

Eine christliche Freundin hatte ich noch nie. Affären mit Christinnen schon. Wenn mir eine Nichtjüdin gefiel, so blockte ich die Beziehung meist nach einigen Wochen ab. Es war nicht immer einfach für die andere Seite, aber ich wusste ge-

nau, dass es nicht gutgehen konnte. Mit 16 spielt das alles noch keine grosse Rolle. Aber mit 25 sind die Beziehungen bereits ein bisschen ernster. Meinen Eltern ist es völlig egal, was für eine Freundin ich habe, Hauptsache, sie ist jüdisch. Würde ich eine Nichtjüdin heiraten – ich würde das Leben meiner Familie zerstören. Mein Vater würde innert Minuten um zehn Jahre altern. Etwas Schlimmeres könnte ich meinen Eltern nicht antun. Ich tue es aber nicht ihretwegen. Ich könnte es einfach nicht – ich bin zu bewusst jüdisch.

Ich bezweifle, dass ich mit einer nicht jüdischen Frau glücklich sein könnte und sie auch mit mir. Ich wüsste genau, dass ich vieles über die jüdische Geschichte, über meine Religion und über mein Innerstes nicht mit ihr teilen könnte. 99 Prozent meiner Freunde sind jüdisch. Es hört sich vielleicht dumm an: In einer jüdischen Person sind für mich 5'000 Jahre Geschichte. Die kannst du nicht einfach mit einer nichtjüdischen Frau teilen.

Dort liegt das Grundproblem. Ein Bekannter meines Vaters hat nichtjüdisch geheiratet. Etwas in seinem Leben ist zerstört. Ich sehe es an seinem Gesichtsausdruck, wenn er Fotos aus seiner Kindheit anschaut. Jetzt ist er 60 und ist wieder in die jüdische Gemeinde eingetreten. Warum? Er möchte sich auf dem jüdischen Friedhof einen Platz sichern. Seine Frau kann als Christin dort nicht begraben werden. Ihm ist es also wichtiger, einen Platz auf dem jüdischen Friedhof zu bekommen, als dass er neben seiner Frau zu liegen kommt. Das ist doch tragisch! Eine jüdische Frau bedeutet natürlich nicht, dass man automatisch glücklich mit ihr wird. Das ist mir schon klar. Mir geht es um die Erhaltung des jüdischen Volkes. Das hat nichts mit Rassismus, sondern mit Tradition und Kultur zu tun. Das ist nicht nur im Judentum so. Ich weiss von einem Kosovo-Albaner, der vier Jahre mit einer Engländerin eine Beziehung hatte. Sie wollte ihn heiraten. Er konnte es nicht. Das hört sich für dich vielleicht extrem an. Ich weiss. Doch so ist es. In Amerika gibt es bereits 80 Prozent Mischehen. Diese Assimilation bezeichne ich als den geistigen Holocaust, denn die Konsequenzen sind langfristig dieselben wie beim physischen Holocaust.

Mein einzig wirklich guter christlicher Freund ist Grieche. Auch er könnte sich nie vorstellen, eine Nichtgriechin zu heiraten. Er ist griechisch-orthodox. Das ist eine ähnliche Mentalität wie die jüdische – eine Mittelmeer-Mentalität.

Uns verbindet, dass das griechische wie das jüdische Volk immer verfolgt worden ist. Die Schweizer haben von daher ein völlig anderes Denkschema. Sie bauen darauf, dass ihr Land noch Hunderte von Jahren existiert.

Ich fühle mich nicht als Schweizer, sondern dem jüdischen Volk zugehörig. Meine Vorfahren stammen aus Galizien, das heute Teil der Ukraine ist. Mein Grossvater väterlicherseits kam vor dem Ersten Weltkrieg in die Schweiz. Die Schweiz ist für mich nur ein Ort, wo ich geboren und aufgewachsen bin. Hier habe ich ein gutes Leben, das muss ich sagen. Auf eine gewisse Art ist es Heimat. Doch du musst dir bewusst sein, dass du in der Schweiz nie voll dazugehörst.

Als ich nach der Matura ein Jahr in Israel war, habe ich mich nach der Schweiz gesehnt. Nach dem Skifahren, den Bergen und einzelnen Freunden. Doch letztlich ist die Schweiz für mich nicht mehr als ein Pass. In der Rekrutenschule hat mir ein Offizier vorgeworfen, dass ich mit meinen vielen Urlaubstagen das schweizerische System ausnütze. Ich war nicht geschockt – denn ich hatte mir in meinem Leben schon unverschämtere Vorwürfe anhören müssen.

Israel ist auch nicht meine Heimat, da ich dort nicht geboren bin. Eigentlich bin ich nirgends zu Hause und weiss nicht, wo ich hingehöre. Wenn du bewusst jüdisch bist, kommt zuerst das Jüdische, dann die Staatsbürgerschaft. Amerikanische Juden sehen das oft anders. Henry Kissinger sagte einmal, dass er zuerst Amerikaner, zweitens Aussenminister und drittens jüdisch sei.

Was ich von der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg halte? Die Schweiz hat viel Mist gebaut, doch sie war nicht das einzige Land. Da muss ich die Schweiz in Schutz nehmen. Sicherlich hat sie Flüchtlinge abgewiesen, aber das hat Amerika auch getan. Die Schweiz war eingekesselt. Eigentlich kann man ihr für ihr Verhalten keine grosse Schuld geben. In anderen Ländern gab es mehr Nazisymp-

pathisanten. Was ich ihr hingegen vorwerfe – und da ist sie wirklich selbst schuld –, ist, dass sie nach dem Krieg die eigene Geschichte nicht aufgearbeitet hat und weiterhin mit jedem, der anklopfte, Geschäfte machte. Mit Marcos, mit Mobutu und wie sie alle heißen.



DANI, 18, ZÜRICH

*«Für meine Mitschüler war
ich der ‚Perser‘.»*

Mein Vater stammt aus der Schweiz, meine Mutter aus dem Iran. Kennengelernt haben sie sich an einer Sprachschule in England. Er war Christ, sie jüdisch. Meine Mutter hat mir erzählt, dass es vor allem ihr Vater gewesen sei, der sich einen jüdischen Schwiegersohn gewünscht habe. Aus diesem Grund konvertierte mein Vater als 22-jähriger zum Judentum. Danach haben sie geheiratet. Drei Jahre lang, bis zum Ausbruch der Revolution, lebten meine Eltern in Teheran. Dort kam auch meine ältere Schwester zur Welt. 1978 kehrten sie in die Schweiz zurück. Ich bin in Basel geboren und besuche in Zürich das Wirtschaftsgymnasium. Die ersten sechs Jahre war ich in der jüdischen Primarschule. Danach wechselte ich in die Sekundarschule. Mein Jüdischsein war dort kein grosses Thema. Weil ich sagte, dass ich jüdisch bin und eine iranische Mutter habe, war ich für meine Mitschüler der «Perser».

Ich bin nicht jemand, der gleich sagt: Hallo, ich bin jüdisch. Religion ist nebensächlich. Ein Muslim sagt ja auch nicht, ich bin Schweizer und Muslim. Als ich am jüdischen Neujahr nicht in der Schule erschien, fragten mich meine Mitschüler am anderen Tag: «Warum hast du gefehlt?» Ich erklärte es ihnen. Die einen zeigten Interesse und wollten mehr über diesen Feiertag wissen, die anderen nahmen es einfach zur Kenntnis.

Ja, mein Vater ist für mich jüdisch, obwohl er getauft worden ist. Er möchte nicht, dass ich in diesem Buch mit unserem Familiennamen erscheine. Warum? Er will nicht, dass in seinem beruflichen Umfeld jemand erfährt, dass er jüdisch ist. Zu oft musste er antisemitische Äusserungen hören. Ob mein Nachname letztlich hier steht oder nicht, ist für mich nicht von Bedeutung. Aber ich weiss, wie wichtig es für meinen Vater ist.

Wir praktizieren das Judentum nicht speziell. Eigentlich feiern wir nur die höchsten Feiertage und gehen dann in die Synagoge. Das ist ungefähr viermal im Jahr. Will ich etwas über ein christliches Fest wissen, so erklärt mein Vater es mir – aber eher widerwillig. Religion war für ihn nie von zentraler Bedeutung. Da ich in einem christlichen Land lebe, möchte ich auch die christlicher Feiertage ver-

stehen. Nicht, dass es von christlicher Seite heisst: «Du interessierst dich gar nicht für uns.»

Was es für mich heisst, jüdisch zu sein? Eigentlich ist es simpel: Meine Religion ist das Judentum. Hätte ich diese Religion nicht, so würdest du mich nicht interviewen. Es ist Schicksal, dass ich jüdisch bin. Stolz bin ich deswegen nicht. Man wird hineingeboren. Ich gehöre zum jüdischen Volk und gehöre einer Minderheit an, die in der ganzen Welt verstreut ist und 5'000 Jahre lang verfolgt wurde. Weiss ich, dass jemand jüdisch ist, so fühle ich mich automatisch zu ihm hingezogen. Es ist wie eine grosse Familie. Würde ich in Kuba oder in Griechenland eine jüdische Gemeinde besuchen – ich würde mich sofort zu Hause fühlen, auch wenn ich dort niemanden kenne. Das ist es, was das Judentum ausmacht. Meine Freundin ist auch jüdisch. Natürlich wäre es schön, wenn meine zukünftige Frau Jüdin wäre. Auch wenn sie nichtpraktizierend ist und nichts über das Judentum weiss – es wäre mir egal. Die jüdische Erziehung der Kinder würde ich auf mich nehmen. Damit hätte ich kein Problem – glaube ich. Würde ich eine christliche Frau heiraten, müsste sie, damit meine Kinder jüdisch sind, zum Judentum übertreten. Weshalb mir das so wichtig ist? Ich will, dass das jüdische Volk nicht ausstirbt. So einfach ist das. Das sehe ich als meine Aufgabe an. Doch bis 30 ist das für mich alles kein Thema. Meine Eltern haben früh geheiratet. Meine Mutter war 18jährig. Das ist im Iran so Brauch.

Das ganze Leben ist für mich anders, weil ich jüdisch bin. Das beschränkt sich nicht auf die Feiertage und auf den Besuch in der Synagoge. Es wirkt sich beispielsweise auf meine Freundschaften aus, vielleicht sogar auf meinen zukünftigen Beruf. Mich interessiert der Diamantenhandel. In diesem Bereich arbeiten viele Juden. Als ich mit meiner Freundin für ein paar Tage in Amsterdam war, haben wir uns einen solchen Betrieb angeschaut. Es gab öffentliche Führungen. Eine meiner Stärken ist das Organisieren. Das habe ich als Leiter im jüdischen Jugendbund Haschomer Hazair gelernt. Die Ideologie dort ist sehr zionistisch. Diese Bewegung unterstütze ich. Für mich ist der Jugendbund politisch aber zu links. Alles, was Ministerpräsident Netanyahu sagt und tut, ist für die meisten im

Haschomer schlecht. Ich bin anderer Meinung. Mir gefällt an ihm, dass er sich in seiner Politik weder von Amerika noch von Europa beeinflussen lässt. Ich picke mir eben die guten Sachen von rechts, aber auch von links heraus. In Sachen Israelpolitik stehe ich in der Mitte.

Bin ich in Israel in den Ferien, habe ich nie Lust, in die Schweiz zurückzukehren. In Israel sind die Menschen viel lockerer und herzlicher. Das gefällt mir. Dort fühle ich mich geborgener. Sagen wir es so: Israel ist ein Ort, wo ich wie jeder andere bin. In der Schweiz habe ich immer das Gefühl, einer Minderheit anzugehören. Fällt beispielsweise die Schweiz bei einem Fussballturnier raus, so ist mir das egal. Würde Israel ausscheiden – ich wäre traurig.

Nach der Matur möchte ich für ein halbes Jahr nach Israel, in einen Kibbuz. Auch will ich besser Hebräisch lernen, damit ich israelische Zeitungen lesen und die Menschen dort verstehen kann. Das heisst aber nicht, dass ich eines Tages in Israel leben werde. Ich würde nur auswandern, wenn meine Eltern den gleichen Wunsch hätten. Äusser uns Kindern haben sie nicht viele Verwandte in der Schweiz. Die Verwandten meiner Mutter leben alle in Israel oder in Amerika.

Was mir die Schweiz bedeutet? Das ist wirklich eine schwierige Frage. Es ist das Land, wo ich mich rundum – sagen wir, grösstenteils – wohlfühle. In zwei Jahren absolviere ich die Rekrutenschule. Das bereitet mir kein Kopfzerbrechen. Auch im Militär werde ich eine Minderheit sein – daran habe ich mich gewöhnt. Natürlich hält sich die Lust auf die RS in Grenzen. Aber ich will die Rekrutenschule machen. Vor allem als Jude. Man sollte sich nicht davor drücken und sagen: Das können andere tun. Ich profitiere ja auch von diesem Land. Jetzt muss ich auch mal was geben. Obwohl das Militär nicht unbedingt der richtige Ort dafür ist. Meiner Meinung nach ist die Milizarmee ohnehin etwas Überflüssiges. Eine Berufarmee wäre viel sinnvoller. Ich werde versuchen, die 15 Wochen so schnell wie möglich hinter mich zu bringen. Dann ist es vorbei, und niemand kann mir vorwerfen, dass ich nichts für die Schweiz tue. Wie sich die Schweiz im Zweiten Weltkrieg verhalten hat? Ich weiss nicht, wie weit sie damals gegangen ist. Man soll nicht aus Angst mit dem Feind zu viele Geschäfte tätigen und

beispielsweise Gold annehmen. Aber man kann ja auch nicht sein eigenes Leben riskieren. Es gab sehr viele, die mit alledem nichts zu tun haben wollten. Das beruhigt mich. Anscheinend ging die offizielle Schweiz aber mit dem «Nettsein» zu weit. Vielleicht wäre das Land sonst von den Deutschen angegriffen worden. Ehrlich gesagt: Das ganze Thema hängt mir zum Hals raus!

Ja, Antisemitismus habe ich schon direkt zu spüren bekommen, sogar in extremer Form. Als eine israelische Fussballmannschaft gegen den FC Luzern spielte, wollten ein paar Freunde und ich uns dieses Spiel natürlich nicht entgehen lassen. Beim Stadion in Luzern hängten wir eine Israelfahne auf. Kurz vor Ende des Spiels – Luzern gewann übrigens 2:0 – beschimpften uns FC-Luzern-Fans mit «Saujuden, geht nach Hause». Wir beschlossen, dass es besser sei, keine Diskussion zu provozieren. Wir rollten unsere Fahne zusammen, verliessen das Stadion und fuhren nach Zürich zurück.

Wie ich mich dabei gefühlt habe? Mein erster Gedanke war: Aha, jetzt ist dir das auch mal passiert. Mich packte eine Wut, von der ich aber weiss, dass es sich nicht lohnt, sie rauszulassen. Merke ich, dass man mit jemandem noch diskutieren kann, versuche ich es. Ruft jemand «Saujud», ist besoffen und hat eh nur braunen Sumpf im Hirn, dann ist es der Mühe nicht wert. Ich möchte keine Schlägerei riskieren. Nicht, dass ich der Meinung bin, man sollte gleich weglaufen. Ganz und gar nicht. Man muss ein Zeichen setzen und ihnen zu verstehen geben: Wir sind auch da. So war das auch in Rom, Ende der achtziger Jahre. Skinheads besprayten in der römischen Innenstadt jüdische Geschäfte mit dem Satz: «Kauft nicht bei Juden». Dass liessen sich die jüdischen Jugendlichen der Stadt nicht bieten. Etwa 60 junge Juden versammelten sich und stürmten ein von Skinheads bewohntes Haus; etwa zehn waren da. Die wurden verprügelt und ihr Mobiliar kurz und klein geschlagen. Dann haben die jüdischen Jugendlichen das Haus wieder verlassen. Das hat mir meine Mutter erzählt. Als das geschah, war ich erst achtjährig. Ob diese Aktion kontraproduktiv war, weiss ich nicht. Aber ich akzeptiere das Vorgehen und kann die Wut verstehen.

Zweimal die Woche trainiere ich im jüdischen Fussballklub Hakoah, was auf Deutsch «die Kraft» heisst. Ich bin begeisterter Fussballspieler und Ajax-Amster-

dam-Fan. Momentan sind wir in der fünften Liga. Ich bin Mittelstürmer. Wir spielen schlecht, aber dennoch macht es mir Spass. Als wir einmal gegen eine Mannschaft spielten, deren Name mir nicht mehr einfällt, foulte ich einen Gegenspieler. Er zischte mich an: «Mein Vater war der Hitler.» Er war richtig sauer. «Du bist ein Nazi», konterte ich, damit er wusste, wo ich ihn einordne. Das hat ihm natürlich gar nicht gepasst. Nur wenige Zentimeter trennten uns voneinander. Spieler von beiden Mannschaften stellten sich uns dazwischen.

Meine Fussballkollegen wollten mich beruhigen und sagten, ich solle das nicht ernst nehmen. Der habe das mit dem Hitler doch nur während der 90 Minuten gemeint und mich damit ärgern wollen. Einzig während dieser Zeit sei er ein Antisemit gewesen. Was nützt es mir, wenn sie das sagen? Mir fällt es schwer, ihnen zu glauben. Wenn jemand derartiges auf diese spontane Weise sagt... so kommt es aus dem Herzen. Hier liegt der Unterschied. Warum sagte er nicht «Du tummä Siech»?

Meine besten Freunde sind aus dem Jugendbund. Ich treffe sie meistens an den Wochenenden. Bei Nichtjuden weiss ich nie, wann ein antisemitischer Spruch fallen wird. Seit den Holocaust-Diskussionen getraut man sich wieder mehr, sich judenfeindlich zu äussern. Solange es in der Schweiz Neonazis gibt und sie nicht wirklich bekämpft werden, so lange wird auch der Antisemitismus nicht aussterben.



THOMAS ROM, 23, AU / WÄDENSWIL, ZH

«Viele glauben, Juden können keine Schweizer sein.»

Nach der Sekundarschule wollte ich gleich in die Werbung einsteigen. Der Berufsberater sagte, das gehe nicht. Werbung hat mich schon immer fasziniert. Ich bin ein kommunikativer Mensch, und ich finde es spannend zu wissen, mit welchen Mitteln Leute beeinflusst werden können.

Auch Computer und Elektronik faszinieren mich sehr. Ich beschloss, Audio-Video-Elektroniker zu werden. Der gleiche Berufsberater meinte, ich sei im mathematischen Bereich nicht sehr gut, und empfahl mir, das zehnte Schuljahr zu absolvieren, was ich dann auch tat. Dann entschloss ich mich, eine kaufmännische Lehre bei IBM zu beginnen. Ich sagte mir, dass ich dort immerhin – im weitesten Sinne – mit Computern zu tun haben werde.

Ich muss gestehen, dass mir der kaufmännische Bereich nicht besonders liegt und die Buchhaltung nicht mein Ding ist. Der Umgang mit Geld ist für mich ein notwendiges Übel. Andere arbeiten auf der Bank und sind von all den Transaktionen hell begeistert. Mich lässt das kalt. Während und nach der dreijährigen Lehre habe ich mich bei IBM zum internen PC- und Netzwerk-Supporter weitergebildet. Ich habe entdeckt, dass man analytisches Denken lernen und entwickeln kann. Das war für mich ein Erfolgserlebnis.

Zurzeit bilde ich mich in Biel zum Werbeassistenten aus. Es wäre schön, eines Tages eine Werbeagentur zu besitzen. Vielleicht könnte ich dort meine beiden Interessen – Technik und Kommunikation – unter einen Hut bringen.

Bin ich nicht an der Schule in Biel oder lerne für die Prüfungen, treffe ich mich oft mit meiner Wädenswiler Clique. Es sind Freunde aus meiner Schulzeit. Drei- bis viermal jährlich organisieren wir in Wädenswil Parties für ungefähr 100 Leute. Legendar sind unsere Neujahrsparties. Die sind sogar über die Dorfgrenzen hinaus bekannt. Im Winter bin ich viel mit meinem Snowboard unterwegs.

Ein paar andere Freunde und ich studieren auch Life-Rollenspiele ein. Letztes Mal stellten wir uns die Schweiz im Jahre 2034 vor. Der Staat existierte sozusagen nicht mehr. Es gab nur noch Riesenkonzerne, grosse Industrien, ein bis zwei

Banken und eine Versicherung. Vier verschiedene Strassengangs kämpften um die Vorherrschaft. Es galt, einen aus der IBM-Forschungsabteilung gestohlenen Prototyp eines Computerchips zu finden, der den Menschen eingepflanzt werden kann. Eine Szene spielte sich in der Garage im Haus ab und dauerte über drei Stunden. Alle Dialoge waren improvisiert und entsprangen der Phantasie der 25 Mitspieler. Ich agierte als Sicherheitschef eines In-Clubs, hatte rotgefärbte Haare und trug eine mit Alufolie beklebte Jacke. Der Garagenraum wurde in ein Trendlokal umfunktioniert. Als Requisiten dienten uns alte Pneus, farbige Tücher, Scheinwerfer und Elektroschrott. Jemanden anderen zu spielen, Atmosphäre zu schaffen – so was liebe ich, denn ich bin ein grosser Science-fiction-Fan. Lläuft in den Kinos ein Science-fiction-Film, so muss ich ihn mir anschauen.

Ich bin in einem jüdischen Haushalt aufgewachsen. Meine Eltern sind Gründungsmitglieder der liberalen jüdischen Gemeinde Zürich. Sie feiert dieses Jahr ihr 20jähriges Bestehen. Ich fühle mich dort wohl, weil es in der Gemeinde sehr unkompliziert und familiär zu- und hergeht. Jeder kennt jeden. Männer und Frauen sitzen während des Gottesdienstes nicht getrennt, und es ist einem freigestellt, während dieser Zeit ein Käppi oder einen Talit zu tragen. Viele unserer rund 300 Mitglieder leben in einer jüdisch-christlichen Ehe. Als liberale Juden interpretieren wir vieles anders als die orthodoxen. Sie dürfen beispielsweise am Samstag nicht Auto fahren. Ist man hingegen liberal jüdisch, so braucht es für nichts ein Versprechen. Man will zur jüdischen Gemeinschaft gehören und identifiziert sich damit. Mehr nicht.

Mein Vater ist religiös erzogen worden. Meine Mutter stammt aus einer protestantischen Familie aus dem Emmental, genauer aus Huttwil. Ihm zuliebe konvertierte sie zum liberalen Judentum. Ihrem Vater hat das weniger gefallen. Trotzdem konnte er dem Ganzen noch etwas Positives abgewinnen. Er sagte zu meiner Mutter: «Besser ein Jude als ein Katholik.»

Ganz anders mein Grossvater väterlicherseits: Er habe angeblich über Monate kein Wort mehr mit meinem Vater gesprochen. «Es ist mir egal, wenn du nicht

mehr mit mir sprichst», hat mein Vater zu ihm gesagt. «Ich liebe diese Frau.» Ob meine zukünftige Frau jüdisch sein muss oder nicht, darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Das ist noch zu weit weg. Damit ich jemals heirate, muss alles stimmen. Dann sollte es nicht auch noch an der Religion scheitern. Ich muss das Gefühl haben, dass sie die Frau meines Lebens ist. Deshalb möchte ich mit ihr zuerst einige Jahre Zusammenleben. Sie muss Verständnis für meine Religion zeigen, mehr nicht. Natürlich wäre es schön, sie würde übertreten. Mein Vater würde mich nie unter Druck setzen, wie mein Grossvater dies bei ihm getan hat.

Eine Zeitlang ging ich auch jeden Samstagnachmittag in den jüdischen Jugendbund Hagoschrim. Aus dieser Zeit habe ich viele jüdische Freunde. Den Jugendbund habe ich überspitzt oft als «Heiratsverein» bezeichnet. Das hat den dortigen Leitern gar nicht gefallen.

In unserer Familie glaubt niemand wirklich an den göttlichen Ursprung der Thora. Mein Vater sagt immer, Jüdischsein bedeutet für ihn «a way of life». Dazu gehört der Freitagabend mit der Familie und die jüdischen Feiertage. Ich teile seine Meinung.

Pessach, der Auszug aus Ägypten, zählt für mich zu einem der bedeutendsten jüdischen Feste. Man wird daran erinnert, dass man selbst ein Flüchtling gewesen ist. Aus dieser Tatsache schöpfe ich einen grossen Teil meiner jüdischen Identität. Ich weiss, dass ich immer einer Minderheit angehören werde. Deshalb fühle ich mich mit Minderheiten solidarisch. Wo immer ich auch bin, ich identifiziere mich mit ihnen. Wettern Leute zum Beispiel über Minderheiten wie beispielsweise Ausländer, Schwule oder Fahrende, dann nehme ich diese meistens in Schutz.

Was mir Religion bedeutet? Ich bezeichne mich als einen jüdischen Atheisten. Das heisst, dass ich eigentlich nicht an einen Gott glaube, aber dennoch in den jüdischen Traditionen einen Sinn sehe. Trotzdem vermute ich, dass etwas über uns existiert und alles kontrolliert. Ist es Energie? Ich weiss es nicht. Auf jeden Fall sind wir im Universum weder die Grössten noch die einzigen Lebewesen. Ich glaube an den Zufall. Viele sprechen von Vorbestimmung. Würde dies zutreffen, so hätte ich gar nichts mehr in der Hand. Ich kann doch wählen, ob ich

unser Gespräch in diesem Augenblick abbrechen und den Raum verlassen möchte oder nicht. Da ist nichts vorbestimmt. Auch sehe ich es als Zufall an, dass ich jüdisch bin. Ebensogut hätte ich in Äthiopien geboren werden und ein Kind mit einem Hungerbauch werden können oder während der Nazizeit in Deutschland gelebt haben und umgebracht werden können. Ich wäre zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Ich bin froh, dass es anders war.

Ich erinnere mich, wie ein Klassenkamerad mir in der sechsten Klasse «Saujude» nachgerufen hat. Er war aus irgendeinem Grund wütend auf mich. Natürlich hat mich dieser Ausspruch getroffen. Doch so was musst du einstecken können, denn in diesem Alter wissen Kinder nicht, was sie sagen. So was rutscht raus. Er hatte doch keine Ahnung, was es heisst, jüdisch zu sein. Bei Kindern habe ich dafür ein gewisses Verständnis. Es ist, wie wenn du jemandem «Fettsack» nacherst. Beides ist eine Diskriminierung.

Kein Verständnis zeigte ich, als ich bei Freunden eines ehemaligen Arbeitskollegen zu einem Brunch eingeladen war. Sie kamen auf Wachmann Meili zu sprechen. «Der hat doch aus anderen Interessen gehandelt», ereiferten sie sich. «Er wollte nur Geld und war der Spielball jüdischer Organisationen.» Auf meinen Standpunkt, dass Meili wahrscheinlich neugierig war und sich verpflichtet gefühlt habe, seine Entdeckungen zu melden, sind sie nicht eingegangen. Alle am Tisch wussten, dass ich jüdisch bin. Ihre undifferenzierten Äusserungen haben mich sehr verletzt und erstaunt, da ich sie von ihnen nicht erwartet hätte. Ich glaube nicht, dass es sich gezielt und böswillig gegen die Juden richtete. Oder vielleicht doch? Letztlich ist es mir auch egal, ob das nun Antisemitismus ist oder nicht. Solche Gespräche will ich nicht, und deshalb habe den Kontakt mit diesen Kollegen abgebrochen.

Ich bin nicht jemand, der die Schweiz gross anklagt. Dass die Schweizer Regierung in der Not gewisse Geschäfte gemacht hat, werfe ich ihr nicht vor – aber dass wir, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, die Gelder behalten und damit Handel getrieben haben, das kann ich nicht akzeptieren. Ebensowenig, dass rund 30'000 jüdische Flüchtlinge an der Schweizer Grenze mit der Ausrede «Das Boot

ist voll» abgewiesen worden sind.

Heute ruft mir keiner mehr «Saujude» nach. Es ist eher die antisemitische Stimmung im Volk, die ich wahrnehme. Seit all diesen Holocaust-Diskussionen glauben viele, dass die Juden eben doch sehr fremd sind und nur Geld fordern. Muss ich meine Konfession angeben, so schreibe ich Israelit. Das ist die offizielle Bezeichnung für Jude. Israelit assoziiert zwar Israeli – aber das ist falsch.

Dass ich jüdisch bin, sage ich nicht immer auf Anhieb. Sprechen beispielsweise Freunde meiner Kollegen über Juden, und sie wissen nicht, dass ich jüdisch bin, dann sage ich es manchmal bewusst nicht. Ich will hören, wie sie diskutieren. Erwähne ich es nachträglich, so sind sie sehr erstaunt. Sie haben mich auch schon gefragt, ob ich auch etwas von diesen 1,25 Milliarden bekomme. Zum Glück nicht, sagte ich. Das haben sie nicht verstanden. Mit meiner Antwort wollte ich andeuten, dass glücklicherweise niemand von unserer Familie vor den Nazis flüchten musste.

Beim Thema nachrichtenlose Vermögen geht es mir nicht ums Geld, sondern um die Ethik. Wir müssen anfangen, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Die Untersuchungen der Bergier-Kommission sind noch nicht abgeschlossen. Offenbar haben einige aus den Fehlern der Flüchtlingspolitik nichts gelernt: Sonst wäre es dem Kanton Zürich nicht in den Sinn gekommen, bosnische Jugendliche, die sich in Ausbildung befinden, zurückzuschicken.

Als ich in der Schule erzählte, dass ich jüdisch bin, fragten einige Schüler: Ja, ist dein Vater kein Schweizer? Ich werde den Eindruck nicht los, dass heute viele glauben, dass die Juden gar keine Schweizer sein können. Für manche ist Jüdischsein eine Staatsangehörigkeit und keine Religion.

Ich weiss beim besten Willen nicht, wie ich mit diesen Emotionen umgehen soll. Soll ich es als Antisemitismus, als Abwehr gegen die Angriffe amerikanischer Juden oder als Verarbeitung der Schweizer Geschichte interpretieren? Diese Gefühle sind da, sonst würde der «Blick», als emotionaler Gradmesser der Schweiz, nicht darüber schreiben.

Ob ich stolz bin, jüdisch zu sein? Grundsätzlich ja. Es kommt aber darauf an, wie andere jüdische Leute, ich denke dabei an die amerikanischen Juden, in der Öffentlichkeit auftreten. Bei ihrem Benehmen fällt es mir manchmal schwer, stolz zu sein. Sammelklagen hier, Boykottdrohungen dort. Das ist eben typisch amerikanisch. Geht es um Verhandlungen, kann man seine landesübliche Mentalität nicht um jeden Preis durchsetzen. Ich weiss, man darf nicht in solchen stereotypen Denkweisen argumentieren, obwohl es alle tun. Die Frage ist, ob es einem bewusst ist oder nicht.

Was mir die Schweiz bedeutet? Sie ist mein Vaterland. Weder bin ich ein jüdischer Schweizer, noch ein Schweizer Jude. Ich bin Schweizer, wie alle anderen auch, ich besitze einen roten Pass, bezahle meine Steuern, und meine Religion ist jüdisch.

Zu Israel habe ich momentan keine besonders gute Beziehung. Schuld daran ist die Politik von Ministerpräsident Netanyahu. Vor sechs Jahren war ich das letzte Mal in Israel. Ich fühle eine gewisse Verbundenheit zwischen den Israelis und mir. Das liegt wohl daran, dass wir alle jüdisch sind. Auf der anderen Seite sind mir die Israelis mit ihrer südländischen und temperamentvollen Art auch fremd. Das Wort «Bitte» existiert bei ihnen oft nicht. Diese Mentalität bereitet mir Mühe. Ich bin gerne höflich, denn das erleichtert mir den Umgang mit anderen Leuten. Nein, in Israel möchte ich nicht leben. Ich bin Schweizer, und ich will hierbleiben.



VIVIANE,19, UND CARMEN JSAAC, 21, HERISAU

*«Wir fühlen uns als
Schweizerinnen – wir sind es auch.»*

Carmen: Unsere Vorfahren kamen 1870 aus dem Elsass nach Herisau, wo wir nun die fünfte Generation sind. Unser Urgrossvater gründete hier ein Schuhgeschäft, das jeweils von der nächsten Generation übernommen worden ist. Dass wir Juden sind, ist in Herisau allgemein bekannt. Wir sind die einzige jüdische Familie hier und leben in einer christlichen Umgebung.

Viviane: Das können wir leider nicht ändern. Aber wir sind gut integriert.

Carmen: Das stimmt.

Viviane: Ich will nicht ewig in Herisau bleiben. Hier aufzuwachsen ist super, mit der Natur und so. In sieben Minuten bist du im Grünen. Das findest du nie in der Stadt. Nicht, dass es mir hier nicht gefällt, aber Herisau ist ein Kaff. Ich bin wie meine Mutter: Auch sie würde lieber in der Stadt wohnen. Sie stammt aus Bern.

Carmen: Ich möchte nirgendwo anders leben als hier. In dieser Beziehung bin ich wie mein Vater. Er wohnt seit seiner Geburt in diesem Haus.

Viviane: Da wir nicht religiös sind, fallen wir nicht auf. Es kommt immer darauf an, wie du dich verhältst und anpasst. Gegen aussen sind wir normale Bürger wie alle anderen auch.

Carmen: Viviane trägt oft ein Kettchen mit einem «Chai»-Zeichen um den Hals. «Chai» ist ein hebräischer Buchstabe.

Viviane: Ich trage es jedoch nicht, um zu zeigen: «Schaut mal, ich bin Jüdin», sondern weil es mir gefällt. Kolleginnen haben mich schon mehrmals auf den Buchstaben angesprochen. Sie meinten, er stelle eine Kuh dar. «Was hast du denn

für eine Kuh um den Hals»? fragten sie mich. «Es ist ein Glücksbringer», antwortete ich. «Chaim» heisst auf hebräisch Glück und Leben.

Carmen: Wenn die Leute fragen, ob ich jüdisch bin, sage ich ja. Aber ich kann nicht behaupten, dass ich Jüdin aus Überzeugung bin, obwohl wir bis zur Bat-Mizwa den jüdischen Religionsunterricht in St. Gallen besucht haben. Drei- bis viermal im Jahr gehe ich in St. Gallen in die Synagoge, da wir so erzogen worden sind. Es ist wie Hände waschen: Man tut es einfach. Viele Dinge stelle ich aber in Frage. Beispielsweise das Gebot: «Ehre deinen Vater und deine Mutter.» Entweder ich respektiere meine Eltern, oder ich lasse es bleiben. Dazu brauche ich keine Religion. Oder nehmen wir den höchsten jüdischen Feiertag, Jom Kippur, der die Versöhnung mit Gott und den Mitmenschen zum Ziel hat. Entweder ich versöhne mich, oder ich tue es nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb ich das an diesem Tag tun soll.

Viviane: Ich bin irgendwie stolz, jüdisch zu sein. Weshalb, kann ich nicht genau mit Worten ausdrücken. Vielleicht, weil das Judentum eine lange Geschichte und Tradition hat. Die Bräuche faszinieren mich, obwohl ich die meisten nicht einhalte. Jeden Freitagabend feiern wir Schabbat. Wir zünden die Kerzen an und segnen das Brot und den Wein. Ich lese auch regelmässig das «Israelitische Wochenblatt». Als religiös würde ich mich aber nicht bezeichnen. Man kann auch für sich selbst so etwas wie religiös sein und es nicht nach aussen zeigen. Wie man auch nicht immer auf den Friedhof gehen muss, um einem Verstorbenen nahe zu sein. Unsere Eltern haben uns nie vorgeschrieben, wie wir das Judentum leben müssen. Das finde ich gut so.

Carmen: Wir wurden gleich erzogen. Aber was den Glauben betrifft, da sind wir absolut verschieden. Viviane ist vom Judentum begeistert – ich stelle vieles in Frage. Ich bin die Kritische von uns zweien. Das heisst aber nicht, dass ich einen anderen Glauben möchte. Aber es interessiert mich, ob ich mich auch zu einer anderen Religion hingezogen fühle.

Viviane: Ob ich Antisemitismus schon zu spüren bekommen habe? Ja. In der Sekundarschule sagte mir einmal ein Schüler während der Pause: «Dich hat man im Zweiten Weltkrieg vergessen, da es heute immer noch Juden gibt.» Es hätte ein Witz sein sollen. Ich fand es gar nicht lustig, sondern sehr verletzend. Ich fragte ihn: «Weisst du überhaupt, was du sagst?» Er antwortete: «Was soll dabei sein?»

Carmen: Ich glaube nicht, dass er dich wirklich angreifen wollte. Es ist so, wie wenn jemand einen Türkenwitz erzählt. Gehört man jedoch selbst dieser Gruppe an, so fühlt man sich angegriffen. Ich arbeite als Schalterangestellte bei einer Bank in St. Gallen. Mein Name steht gross auf einer Tafel. Mindestens einmal pro Tag werde ich gefragt, was für ein Name das sei. Manchmal fragen die Leute in einem kritischen Ton: «Sind Sie jüdisch?» Ich bejahe. Dann sagen sie nichts mehr. Es kam auch schon mal vor, dass einer massiv rassistisch wurde, weil ich Jüdin bin. Das war zu Beginn der Diskussion über die Holocaust-Gelder. Kurz vor der Mittagszeit trat ein etwa 40jähriger Mann an den Schalter und sagte: «Was fällt Ihnen ein, mein Geld zu beschlagnahmen.» Bevor ich überhaupt etwas sagen konnte, wettete er weiter. Er finde es eine Frechheit, eine Jüdin an den Schalter zu stellen. Ich könne das Geld ja gleich mitnehmen. Ich sagte ihm nur, dass ich ein junges Mädchen sei und dass ich nicht zu den Klägern gehöre. Er hat mich sehr verletzt. Während der Mittagspause brachte ich keinen Bissen runter. Ich denke, er war wohl nicht ganz bei Verstand, nicht so, dass ich ihn hätte ernst nehmen können. Dennoch hatte ich tagelang Angst, dass nochmals so ein Verrückter auftauchen würde. Ich war damals noch in der Probezeit und fragte mich ernsthaft, ob der Schalter der richtige Platz für mich ist.

Viviane: Ich bin KV-Lehrtochter im dritten Lehrjahr und arbeite in einem Betrieb, der elektronische Messgeräte herstellt. Während eines halben Jahres hatte ich eine Vorgesetzte, die das Gefühl hatte, zu kurz zu kommen. Als die Diskussionen um die nachrichtenlosen Vermögen im Zentrum standen, fragte sie mich,

ob ich auch meinen Anteil erhalte, da alle Juden ohnehin bevorteilt würden. Ich versuchte ihr zu erklären, dass dieses Geld für arme Juden, beispielsweise in Osteuropa, sei.

Ich pflichtete ihr bei, dass ich es auch nicht gut fände, was die amerikanischen Juden fordern, und es den Eindruck erwecke, dass sie geldgierig seien. Auch in der kaufmännischen Berufsschule fragten mich meine Mitschüler oft: «Nun, was machst du mit dem vielen Geld?» Auf die Frage, wie sie auf eine solche Idee kämen, antworteten sie mir: «Du bist jüdisch, und die Juden sind geldgierig.»

Carmen: Ich habe ein gewisses Verständnis für ihre Antwort. Sie können nicht differenzieren. Für die bist du eine Jüdin und gehörst zu denen, die nur das Geld wollen.

Viviane: Daran sind aber auch die Medien schuld. Es verging doch kein Tag, an dem nicht zu lesen und zu hören war, dass die Juden Geld fordern. Wäre nicht so häufig darüber berichtet worden, man hätte über anderes geredet.

Carmen: Da bin ich deiner Meinung. Auch im Fernsehen wurden nie Schweizer Juden – äusser Sigi Feigel und Rolf Bloch – befragt, was sie von den Boykottdrohungen hielten. Man hätte ganz normale Juden wie dich und mich zu Wort kommen lassen sollen. Das ganze Geschreibe nützt letztlich niemandem etwas. Im Gegenteil. Es schadet den Juden. Für mich sind es die Medien, die den Antisemitismus und die Vorurteile gegen die Juden gefördert haben. Bis zu diesen Diskussionen hatte ich das Gefühl, der Antisemitismus sei vernarbt.

Viviane: Ich muss aber auch sagen, dass sich einige in unserer Firma für das Judentum interessieren. So wollten Arbeitskolleginnen von mir die Bedeutung von Jom Kippur wissen. Oft höre ich nämlich, dass dieser Feiertag ähnlich wie der Ramadan sei.

Carmen: Während meiner Banklehre habe ich wegen der jüdischen Feiertage zweimal im Jahr gefehlt. Diese Tage wurden mir geschenkt. Als dies bekannt

wurde, sagten ein paar Mitarbeiter lachend: «Eigentlich müsste man den Glauben wechseln.» Bei der jetzigen Stelle gelten die jüdischen Feiertage als Ferientage. Die Begründung? Mir gehe es ja sonst schon gut. Ich weiss nicht, wie ich das auffassen soll.

Mein Traumberuf wäre Anwältin. Da könnte ich das Reden zu meinem Beruf machen. Aus diesem Grund arbeite ich wohl auf einer Bank. Ich möchte die Kunden von etwas überzeugen, sie aber nicht überreden. Ich kann mich gut daran erinnern – ich war damals zwölfjährig –, wie ich an einem schulfreien Nachmittag im Laden meines Vaters stand und den Leuten Hosen verkaufte.

Viviane: Mich interessieren andere Kulturen. Nach der Lehre möchte ich einen Sprachaufenthalt in Frankreich und England machen, später als Stewardess arbeiten. Habe ich das erreicht, so bin ich zufrieden.

Carmen: Viviane ist die Risikofrau und geht an die Sachen ran. Ich bin eher die Ängstliche, die Zurückhaltende. Das ist die andere Seite in mir. Vielleicht ist das eine Schwäche. Kenne ich jemanden nicht, so bin ich zurückhaltend, und es fällt mir schwer, über mich zu reden. Du hast einen anderen Eindruck? Ehrlich gesagt: Zu diesem Interview muss ich mich überwinden. Ich mache nur mit, weil Viviane spontan zugesagt hat.

Viviane: Ich lerne gerne neue Leute kennen. Mir sind Gespräche wichtig. Manchmal denke ich, ich hätte Psychotherapeutin werden sollen. Was meine Kolleginnen mir alles erzählen...

Carmen: Ob wir auch jüdische Freunde haben? In der Ostschweiz ist es sehr schwierig, jüdische Leute in unserem Alter kennenzulernen. Wir kennen jedoch einige jüdische Jugendliche aus der Zeit, als wir in jüdischen Jugendgruppen waren.

Viviane: Es wäre schön, wenn es hier mehr Juden gäbe. Während der Winterferien waren wir öfters in jüdischen Ferienlagern. Dort lernten wir andere Juden

aus der ganzen Schweiz kennen. Ich fand es sehr schön, eine Woche lang jüdische Atmosphäre zu spüren.

Carmen: Wie es für mich war? Diese Woche hat auch mir gefallen. Es war interessant, andere Leute zu treffen und kennenzulernen. Doch ich bin lieber in einem kleinen Kreis von Leuten, die mir auch etwas bedeuten. Es sind alles Christen.

Viviane: Ich bin ein sehr toleranter Mensch. Hätte ich einen Freund, es wäre mir nicht so wichtig, ob er jüdisch ist oder nicht. In meinem Alter hat man einen Freund nicht für die Ewigkeit. Mit einem Christen würde ich Zusammenleben, aber ihn nie heiraten. Auch wenn er zum Judentum übertreten würde, er wäre doch kein richtiger Jude.

Carmen: Das Problem sind die Kinder. Wie soll man sie erziehen? Auf dem Papier sind sie jüdisch, weil auch ich es bin. Mit einem christlichen Vater wären sie es nur teilweise. Für die Erziehung wäre es von Vorteil, wenn er jüdisch wäre. Trotzdem schliesse ich es nicht aus, eines Tages einen Christen zu heiraten.

Viviane: Du musst dich eben entscheiden, wie du deine Kinder erziehen willst. Eine meiner Kolleginnen feiert Weihnachten bei ihren Grosseltern und Chanukka zu Hause. Was ist sie jetzt genau? Da herrscht für mich ein Zwiespalt. Das ist doch wie die Hautfarbe eines Kindes, dessen Vater schwarz und dessen Mutter weiss ist.

Was mir die Schweiz bedeutet? Ich bin sehr froh, hier aufgewachsen zu sein. Auch wegen der Ausbildung. Ich fühle mich als Schweizerin – ich bin es auch. Aber ich habe auch eine Beziehung zu Israel, dem Staat der Juden. Die Wärme und Herzlichkeit der Leute gefällt mir dort. Auch ist es faszinierend, wie in nur 50 Jahren ein fruchtbares Land entstanden ist. Leben könnte ich dort hingegen nicht – aus Angst. Ich begreife einfach nicht, weshalb Israelis und Palästinenser sich ständig bekriegen. Das ist ohne Ende. Steigst du in Tel Aviv in einen Bus, so weisst du doch nie – krass ausgedrückt –, ob du ihn wieder lebendig verlässt.

Carmen: Israel ist für mich ein schönes Ferienland, mehr nicht. Die Schweiz? Das ist mein Heimatland, das ich mag. Ich bin stolz, Schweizerin zu sein. Wir können uns über nichts beklagen. Worauf ich stolz bin? Dass ich als Jüdin in diesem Land leben darf und dass es Leute wie den ehemaligen Polizeihauptmann Paul Grüniger aus St. Margrethen gab. Er hat einigen Juden das Leben gerettet. Er und Leute wie der Publizist Alfred Häsler, der sich immer wieder für die Juden einsetzt.



MARC BLUMENFELD, 20, ST. GALLEN

*«Als Christ würde ich mich viel weniger mit meiner
Herkunft beschäftigen.»*

Ich möchte Auslandskorrespondent werden. Das wäre mein Traum. Dieser Beruf ist vielseitig, und man sieht etwas von der Welt. Am liebsten wäre ich für einige Jahre in Israel stationiert. Erstens weil mich das Land und seine Geschichte sehr interessieren, zweitens weil ich jüdisch bin. In der Schweiz hockt man in seiner Stube, auf angenehme 22 Grad temperiert. Da lässt sich's gut über die Welt philosophieren.

Mit der israelischen Siedlungspolitik bin ich nämlich gar nicht einverstanden. Da ich als Student nicht in der Lage bin, etwas zu verändern, ist es natürlich einfach, aus Distanz darüber zu reden. Als Journalist wäre ich näher an der Realität und könnte objektiver urteilen. Auch hätte ich eher die Möglichkeit, Menschen beispielsweise mit dem Thema Toleranz zum Nachdenken anzuregen.

Warum ich Juristik studiere? Lange wusste ich nicht, was ich nach der Kantonschule machen sollte. Ich habe schon immer gewusst, dass mich Geschichte interessiert. Vom Kreativen her auch Architektur. Plötzlich ist die Berufsberaterin mit einer neuen Idee gekommen. Warum nicht Journalismus? Daran hatte ich gar nie gedacht. Wenn ich studieren wolle, sagte sie, wäre es das Beste, ein Studium abzuschliessen und anschliessend ein Volontariat in einer Redaktion zu beginnen. Ich habe mich für Jus entschieden, obwohl ich nicht Anwalt werden möchte. Dieser Beruf ist für mich fragwürdig, denn man kann immer nur einer Person recht geben. Ob es dann wirklich die richtige war? Als Anwalt muss man die Wahrheit oft verdrehen. Das passt mir gar nicht. Ich bin ein sehr wahrheitsliebender Mensch und sage lieber, wie es ist, als rumzulügen. Wenn einer nicht die Wahrheit sagt und nachträglich stellt sich heraus, dass alles eine Lüge war, wird alles noch schlimmer.

Ich gebe mir Mühe, ein sehr ehrlicher Mensch zu sein. Nur aus Ehrlichkeit entsteht Vertrauen. An irgendeinem Punkt muss man jedoch Grenzen ziehen und sich die Frage stellen: Bin ich ehrlich mit mir, oder belüge ich mich selbst? In der Partnerschaft zum Beispiel. Nimmt man zu stark auf den anderen Rücksicht, ist man nicht mehr sich selbst. Nein, mir ist das noch nie passiert. Aber ich kenne einige Leute, denen es immer wieder so ergeht.

Ich bin ein kopflastiger Mensch und mache mir über vieles Gedanken. Obwohl ich kein Fan von Erich von Daeniken bin, habe ich das Gefühl, dass wir nur ein winzig kleiner Teil und nicht die einzigen intelligenten Lebewesen im Kosmos sind.

Auch die Behauptung, dass der Mensch Abschluss und Krönung der Schöpfung ist, finde ich sehr gefährlich. So kann sich jeder das Recht nehmen, mit der Umwelt umzugehen, als befände er sich auf einer Stufe zwischen Tier und Gott. Gäbe es jedoch ein Leben nach dem Tod, wäre alles halb so schlimm. Ich stelle auch die Existenz Gottes in Frage. Wer gibt mir den Beweis, dass es ihn gibt? Alles beruht auf Spekulation. Eine Antwort darauf erhalte ich wohl erst, wenn ich sterbe.

Manchmal bin ich zu zurückhaltend und zu distanziert. Das wird oft als arrogant interpretiert. Sehr spontan bin ich auch nicht und wäge immer alles tausendmal ab. Typisch schweizerisch eben. Wenn du hier aufwächst, bist du von alldem geprägt.

Zudem stört mich, dass viele Schweizer Fremden gegenüber nicht sehr offen sind. Man sitzt in seinen beschaulichen vier Wänden, hat seinen Kollegenkreis, damit hat sich's. Ich lebe auch nicht anders. Trotzdem gebe ich mir Mühe, mir meiner Vorurteile bewusst zu sein. Eben weil man jüdisch ist, sollte man darauf achten, tolerant und offen zu sein. Weshalb mir aber ein betrunkenener Italiener unangenehmer ist als ein besoffener Schweizer, weiss ich auch nicht genau. Vielleicht liegt es daran, dass er meine Sprache spricht. Aber ich verstehe jeden Jugoslawen, der in die Schweiz kommen möchte. Eine Bahnhofshalle ist bei uns immer noch schöner als eine Wohnung im Kosovo.

Oft habe ich das Gefühl, wir sitzen in einem wohlbehüteten Glashaus und schauen in die Welt hinaus. Uns Schweizern geht es sehr gut, und wir müssen für nichts kämpfen. Weder gegen Hunger noch für eine gute Schulbildung.

Vor ein paar Wochen kam ich auf einer Zugfahrt zwischen Zürich und dem Flughafen Kloten mit einem Mexikaner ins Gespräch. Auf meine Frage, wie ihm die Schweiz gefallen habe, antwortete er: «Es ist die letzte Stufe vor dem Himmel.»

Ich kenne aber niemanden, der sagt: «Ich bin stolz, Schweizer zu sein.» Man wird in diesem Land geboren, die Eltern sind Schweizer, und so ist man es auch.

Was ich über die Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen halte? Ich hoffe, dass dieses Thema endlich vom Tisch ist. Eines verstehe ich nicht: Weshalb wurden 48 Millionen Dollar an Juden in Amerika verteilt? Den dortigen Juden geht es sicherlich besser als jenen in Russland und Polen. Das Problem ist nur, dass sie vielleicht gar nicht wissen, dass sie einen grösseren Anspruch auf das Geld hätten.

Auf meinen Nachnamen werde ich selten angesprochen. Doch, einmal, in der Rekrutenschule. Ein Korporal fragte mich, ob ich jüdisch sei. Ich nickte und fragte ihn, da es mich erstaunte, dass sich jemand darüber Gedanken macht, weshalb er mich darauf anspreche. Nein, nein, er habe es nicht so gemeint, sagte er. Offenbar glaubte er, dass ich mich durch seine Frage angegriffen fühlte.

Vor drei Jahren war ich das erste Mal in einem jüdischen Ferienlager im Bünderland; in einem sogenannten Machaneh. Dort kam ich mit vielen jüdischen Jugendlichen aus der ganzen Schweiz in Kontakt. Wir feierten zum Beispiel Schabbat, und ich habe gespürt, dass ich vom Glauben her klar einer Gemeinschaft angehöre und nicht alleine auf weiter Flur stehe. Diese Ferienwoche hat mich stark verändert. Ich kam meiner Identität auf die Spur und habe plötzlich gemerkt, was Jüdischsein für mich bedeutet: eine 5'000 Jahre alte Tradition, die unter schmerzlichen Umständen überlebt hat, weiterzuführen.

Meine Mutter war katholisch und konvertierte bei der Heirat zum Judentum. Ich besuchte den jüdischen Religionsunterricht in St. Gallen. Gelernt habe ich dort nicht viel. Ein wenig Hebräisch. Doch das habe ich wieder vergessen. Da ich weder religiös erzogen noch aufgewachsen bin und meine Eltern das Judentum nicht praktiziert haben, ist bei mir die Suche nach meinen Wurzeln stärker ausgeprägt. Bei meinem Vater habe ich das Gefühl, dass er eher aus Pflichtgefühl denn aus innerer Überzeugung in die Synagoge geht.

Die jüdische Gemeinde in St. Gallen ist sehr klein. Jüdische Jugendliche in meinem Alter konnte ich an einer Hand abzählen. So hatte ich hauptsächlich christliche Freunde. Mit meinem besten Freund aus dieser Zeit teile ich heute eine

Wohnung in Zürich. Auch er studiert. Natürlich hätte ich auch in St. Gallen an die Universität gehen können. Doch 20 Jahre am selben Ort zu leben ist genug und einengend. Zürich ist viel weniger provinziell.

Als Kinder haben wir den Schabbatabend mit der ganzen Familie gefeiert. Doch als meiner Schwester das freitägliche Eiskunstlaufen, meinem jüngeren Bruder das Tennisspielen und mir das Fussballtraining immer wichtiger wurde, beschloss meine Mutter, dass die ganze Familie anstatt am Freitagabend am Sonntagabend zusammen ist.

Auf eine gewisse Art ist es etwas Spezielles, jüdisch zu sein. Vielleicht weil es in der Schweiz nur wenige Juden gibt. Alles, was in kleiner Anzahl vorkommt, ist spezieller. Wäre ich Christ, ich würde mich viel weniger mit meiner eigenen Herkunft beschäftigen, da für Christen ihre Religion viel selbstverständlicher ist als für uns.

Ich möchte die jüdische Geschichte näher kennen- und verstehenlernen. Da spüre ich einen Nachholbedarf. So kann ich auch meinen Kollegen über jüdische Bräuche Auskunft geben. Wollten sie etwas darüber wissen, konnte ich ihnen meistens keine Antwort geben.

Wohin mich dieses Interesse führen wird, weiss ich nicht. Ich bin gerne jüdisch und fühle mich als Jude. Mir geht es aber nicht um die Einhaltung der Thora-Gesetze. Ich will doch nicht wie vor 5'000 Jahren leben. Ich weiss beim besten Willen nicht, weshalb gerade diese Zeit die beste hätte sein sollen. Vielleicht war es vor 1'000 Jahren besser.

Mich interessiert vor allem der Talmud. Auch wenn ich ihn lese, heisst das doch nicht, dass ich religiös werde. Meine zwei jüngeren Geschwister belächeln mich manchmal und sagen: «Jetzt wirst du noch fromm.» Es ist mir doch freigestellt, was ich mit meinem neuerworbenen Wissen tun werde. Vielleicht werde ich es anwenden, vielleicht auch nicht.

Meine Freundin ist auch nicht jüdisch. Seit sie mich kennt, interessiert sie sich für das Judentum. Am Anfang unserer Beziehung wollte sie wissen, ob ich beschnitten sei oder nicht. Ich bin es. Für mich macht es keinen Unterschied, ob meine zukünftige Frau jüdisch oder christlich sein wird: Entweder liebt man ei-

nen Menschen oder eben nicht. Man kann doch nicht sagen: Tut mir leid, da du christlich bist, kann ich dich nicht lieben.

Antisemitismus erlebe ich keinen. Deshalb erstaunen mich Zeitungsmeldungen, in denen behauptet wird, er sei im Steigen begriffen. Der Hass der Rassisten richtet sich gegen Jugoslawen, Türken, Albaner und gegen Tamilen, aber nicht gegen Juden. Ich kenne einen Kollegen aus dem Fussballklub, der sich als Rassist bekennt. In meiner Anwesenheit sagte er kürzlich: «Wegen der vielen Ausländer kann ich kaum mehr atmen.» Er weiss, dass ich jüdisch bin; hat aber noch nie ein abschätziges Wort darüber verloren. Trinken wir zusammen ein Bier, so haben wir es lustig. Mit seiner Meinung habe ich keine Probleme. Aber manchmal frage ich mich wirklich, woher er seine Auffassung hat. Ich kann sie schlicht nicht nachvollziehen. Nein, ich habe ihn noch nie darauf angesprochen. Warum? So nahe stehe ich ihm auch wieder nicht.



DAVID RAPPOPORT, 22, BASEL

*«Nach der Thora zu leben wird uns
glücklich machen.»*

Ich war 13 Jahre alt, als ich nach Frankreich ging, um in der Nähe von Paris für drei Jahre eine Jeschiwa – das ist eine jüdische Talmudschule – zu besuchen. Anschliessend lebte ich während vier Jahren in einer Jeschiwa in Brooklyn. Der Talmud ist das Fundament der jüdischen Gesetze. Er vereint Protokolle über Gespräche, die in den Gelehrtenschulen von Palästina und Babylon während Jahrhunderten geführt wurden.

Wie ein Tag in einer Jeschiwa aussieht? Die Talmudschule ist ein Internat. Vor dem gemeinsamen Frühstück nehmen alle «Bachurim» – so heissen die Studenten – am Gottesdienst teil. Von neun bis elf Uhr bereitet man den Unterrichtsstoff vor, das tut man immer zu zweit. Zusammen mit einem anderen Studenten liest man talmudische Texte, die in der Klasse besprochen werden sollen, und diskutiert darüber. Anschliessend folgt der Unterricht. Nach dem Mittagessen wird wieder gemeinsam der Talmud und die Mischna, das ist das offizielle Buch der talmudischen Zeit, studiert. Abends beschäftigte ich mich nochmals mit religiösen Texten. In der Jeschiwa habe ich gelernt, einen talmudischen Text auf unterschiedliche Arten – den verschiedenen jüdischen Gelehrten entsprechend – zu lesen, zu verstehen und auszulegen. Und das 12 bis 15 Stunden täglich.

Ich bin in Zürich aufgewachsen und sehr orthodox jüdisch erzogen worden – chassidisch fromm. Der Chassidismus strebt eine Verinnerlichung des religiösen Lebens an und ist eine gläubige Volksbewegung, die Mitte des 18. Jahrhunderts in Osteuropa entstanden ist. Chassidisch religiös zu sein ist ein Lebensweg. Daher war es nichts Aussergewöhnliches, dass meine Eltern mich und meine Brüder auf eine Jeschiwa schickten. Ich habe noch vier Geschwister. Meine zwei Brüder sind momentan auf Jeschiwas in New York und in Sidney. Meine zwei jüngeren Schwestern besuchen die jüdische Schule in Zürich.

Mein Vater stammt von chassidischen Rabbinern aus Polen und Galizien ab. Unser Stammbaum zeigt, dass die orthodoxen Ursprünge unserer Familie ohne Unterbruch bis in die Zeit des Talmuds zurückreichen. Mit anderen Worten sind wir seit 2'000 Jahren orthodoxe Juden. Wir zählen uns zu den Chabad-Lubavit-

schern. Das ist eine chassidische Bewegung, die von russischen Juden im 18. Jahrhundert gegründet wurde. Chabad heisst übersetzt Weisheit, Verständnis und Einsicht. Weltweit gibt es über 100'000 Anhänger. Mein Vater hat sich dieser Gruppe angeschlossen, weil sie sehr weltoffen ist und auch bereit, mit jedem über das Judentum zu sprechen. Es gibt andere Strömungen in orthodoxen Kreisen, die den Kontakt mit der Aussenwelt eher vermeiden. Sie befürchten, dass sie oder ihre Kinder von der Umwelt beeinflusst werden könnten.

Nein, ich habe das orthodoxe Leben nie in Frage gestellt. Es ist ein Lebensweg, den man als junger Mensch nicht anzweifelt. Natürlich gibt es Dinge, die auf den ersten Blick einengend erscheinen mögen. Zu Hause hatten wir beispielsweise keinen Fernsehapparat. Doch eine gewisse Zensur ist notwendig. Wird im Fernsehen Mord und Totschlag gezeigt, könnte das Kind auf den Gedanken kommen, dass derartiges zur Tagesordnung gehört. Wir glauben, dass unsere Kinder bessere Menschen werden, wenn sie nicht alles mit eigenen Augen sehen und selbst erfahren.

Religiöse jüdische Eltern wünschen sich, dass ihre Kinder den thora-treuen Weg einschlagen. Innerhalb dieses Weges herrscht viel Freiheit, aber der Rahmen muss abgesteckt sein. Die Thora schreibt vor, welche Erfahrungen ein Mensch machen darf und welche nicht. Das ist dasselbe, wie wenn Eltern darauf achten, dass ihre Kinder gewisse ethische und moralische Grundsätze befolgen, dass sie nicht drogensüchtig oder kriminell werden. Genauso verhält es sich bei einem religiösen Menschen. Je älter er wird, desto besser versteht er, dass diese Restriktion wirklich für sein eigenes Wohl ist. Vielleicht wird er diese auch nie begreifen. Aber Gott will es so.

Im Alter von 14 oder 15 Jahren stellte ich Fragen, versuchte zu erklären, warum ich diesen Weg gehe. In der Talmudschule gelang es mir, Antworten zu finden. Die Jeschiwa will den jungen Menschen, der sich noch in der Entwicklung befindet, vor fremden Einflüssen schützen. Sie möchte ihn vor unmoralischen Einwirkungen fernhalten, die heute in der Welt als selbstverständlich gelten und von der Thora nicht akzeptiert werden. Zum Beispiel die «Laisser-faire»-Mentalität,

die Gewalt, das Fernsehen, die Zeitungen, alles Dinge, die ein Mensch ausserhalb der Jeschiwa zu Gesicht bekäme.

Ob die Talmudschule nicht etwas weltfremd ist? In einem gewissen Sinne schon. Während des Studiums musste ich auf vieles verzichten. Das gebe ich zu. Solange ich in der Jeschiwa lebte, wurde mir nicht erlaubt, ins Kino zu gehen oder selbst Zeitungen zu lesen. Ich bin ein wissensdurstiger Mensch und habe einen natürlichen Drang, über die Welt informiert zu sein. Dennoch habe ich nicht unter schweren Entzugserscheinungen gelitten. Ich habe mich damit abgefunden und gewisse Dinge für später aufgespart. Ich sehnte mich nach einer familiären Beziehung, nach Freundschaften, nach einem eigenen Heim oder nach ein bisschen Freizeit.

Dennoch bin ich überzeugt, dass die Jeschiwa gut für mich war. Ich habe Freundschaften geschlossen, die mich ein Leben lang begleiten werden, und Lehrer kennengelernt, die mir immer stark in Erinnerung bleiben werden. Die Jeschiwa gab mir ein sehr starkes Fundament des Judentums mit auf den Weg. Nach dem Talmudstudium bin ich innerlich stark genug, um in die Welt hinauszutreten und mich nicht von äusseren Eindrücken beeinflussen zu lassen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, in der ich in der Lage bin, unabhängiger zu sein und alleine Entscheidungen zu treffen. So kann ich heute so viele Zeitungen lesen, wie ich möchte, oder mich im Internet über fremde Länder informieren. Ich fühle mich ein bisschen freier – aber immer im Rahmen meiner Religiosität.

Was mir das Judentum bedeutet? In erster Linie eine sehr tiefe Verbundenheit mit Gott und eine Verpflichtung, die Thora und die Mitzwoth, also die Gesetze, einzuhalten. Ich habe die Pflicht, mir selbst ein Vorbild zu sein, aber auch meiner Familie, meinem Freundeskreis und der Aussenwelt. Das tägliche Gebet ist ein Weg, um mit Gott direkt in Verbindung zu kommen. Natürlich behaupten wir nicht, dass wir Propheten sind und eine Antwort erhalten. Dadurch, dass man aber die Gebote der Thora befolgt, fühlt man sich mit Gott verbunden. Besonders die jüdische Religion basiert auf dem Glauben, dass Gott den Menschen vorschreibt, wie sie zu leben haben. Die Religion ist für mich die «raison d'être» des jüdischen Volkes. Die jüdische Tradition kann nicht von der jüdischen Religion

getrennt werden. Wir glauben, dass diese nicht von Menschen, sondern von Gott stammt. Da er alle Erdenbürger erschaffen hat, weiss er, was für uns das Beste ist.

Wenn wir den Sinn der Thora zu erforschen versuchen und lernen, danach zu leben, macht uns das glücklich. Dies nicht nur auf dieser Welt. Auch für die Seele, die nach jüdischem Glauben nach dem Tod weiterlebt, ist es von Bedeutung, dass der Mensch in seinem Leben nach den Gesetzen der Thora gehandelt hat. Wohin die Seele entschwindet, kann sich ein lebender Mensch nicht vorstellen. Genau so, wie sich ein Blinder keine Farben ausdenken kann.

Ein Mensch kann aber auch glücklich sein und Gutes leisten, ohne jüdisch zu sein. Das ist der Unterschied zum Christentum. Wir sagen nicht, dass jeder, der nicht an dieses und an jenes glaubt, keine Hoffnung hat. Für uns muss ein Mensch nach ethischen Grundsätzen leben, an Gott glauben und sich an die sieben noachidischen Gebote halten, die Noah nach der Zeit der Sintflut von Gott erhalten hat. Es existieren jedoch auch Gebote, die sehr schwer einzuhalten sind – speziell für junge Menschen. So dürfen sie zum Beispiel keine aussereheliche Beziehung eingehen. Ein Mensch kann nicht ewig, aber für eine gewisse Zeit auch ohne Freundschaften mit Mädchen auskommen. Es ist das Beste für den Menschen, dass er damit bis zur Heirat wartet.

Heute sehe ich ein, weshalb es für mich besser war, während der Jeschiwa-Zeit keine Frauen kennengelernt zu haben. Das hätte mich zu sehr zerrissen. Während dieser Zeit muss man sich doch bilden. Wäre ein Mensch von dieser Sache zu sehr abgelenkt, würde ihn das in seiner Weiterbildung behindern.

In religiösen Kreisen kommt man selten in Kontakt mit Mädchen. Vielleicht ist es für einen Menschen gar nicht erstrebenswert, dass er hundert Mädchen kennenlernt und sich dann für eine entscheiden muss. Verwandte meiner Eltern haben mir in New York ein amerikanisches Mädchen vorgestellt, von dem sie glaubten, es passe zu mir. Wie recht sie hatten! Wir haben uns einige Male getroffen und sehr viel über unsere Lebensvorstellungen gesprochen. Nach einigen Wochen haben wir uns füreinander entschieden. Es war meine eigene Entschei-

dung, diese Frau zu heiraten. Da hat mir niemand reingeredet. Natürlich habe ich mich aber mit meinen Eltern beraten.

Normalerweise gibt es Leute, die sehr viele Mädchen treffen müssen, bis sie die Richtige finden. Ich hatte Glück. Gleich zu Anfang bin ich der Frau begegnet, die mir sehr gefallen hat. Und meine Frau hatte auch Glück. Auch für sie war es der erste Mann, den sie getroffen hat. Obwohl wir uns nur wenige Wochen kennen, sind wir sehr glücklich verheiratet. Aussenstehende können sich das vielleicht schwer vorstellen. Im Januar 1996 haben wir geheiratet und ein Jahr in New York gelebt. Wir verstehen uns glänzend. Unsere Tochter Chaia ist sechs Monate alt.

Vor ein paar Monaten sind wir nach Basel gekommen. Ich vertrete hier die Chabad-Bewegung und gebe auch Religionsstunden an der jüdischen Gemeinde Basel. In meiner neuen Tätigkeit ist es mir ein grosses Anliegen, dass die Juden das Judentum besser verstehen und sie sich mit ihrer Religion identifizieren können. Es schmerzt mich, dass im jüdischen Volk ein tiefer Riss zwischen ultraorthodoxen und liberal denkenden Juden entstanden ist.

Für meine Frau, die momentan noch nicht fliessend Deutsch spricht, ist das Leben hier natürlich etwas schwieriger als in den USA. In New York ist das jüdische Leben viel ausgeprägter. In jedem Wohnblock kann man eine koschere Pizza oder einen koscheren Falafel kaufen. In gewissen Quartieren leben sogar mehr Juden als Christen.

Mit Israel fühle ich mich sehr stark verbunden, da auch viele unserer Verwandten dort leben. Im Moment spüre ich aber, dass meine Aufgabe in der Schweiz ist. Ich bezweifle, dass jeder Jude unbedingt in Israel leben muss.

Wie viele Kinder ich möchte? So viele, wie Gott uns gibt. Über diese Dinge spreche ich nicht gerne. In der Jeschiwa habe ich gelernt, gewisse Worte und Beschreibungen nicht zu benutzen. Weshalb? In der Jeschiwa herrschen hohe Ethikregeln. Es ist verboten, über gewisse Dinge zu sprechen. Man wäre unanständig. Das heisst, das Unmoralische nicht nur nicht zu tun, sondern auch nicht darüber zu reden. Das Wort S.. würde ich nie über meine Lippen bringen. Das ist kein schönes Wort. Eine intime Beziehung zwischen Ehepartnern, innerhalb

eines passenden Rahmens, in der geeigneten privaten Atmosphäre, ist sehr schön und sehr heilig. Darüber zu reden wäre selbstverständlich höchst anstössig.

Die Thora lehrt den Menschen, positive und menschenwürdige Taten zu tun, die ihm eine innere Freude und Selbstsicherheit vermitteln, und hält ihn von Handlungen zurück, die das Gegenteil bewirken. Es gibt natürlich Menschen, die anders leben. Das liegt daran, dass sie einen Drang in sich spüren, ihr Leben zu geniessen, und nicht immer an die manchmal verheerenden Folgen denken, die ihre Taten nach sich ziehen.

Geht jemand, der glücklich verheiratet ist, dennoch eine Affäre ein, nur weil er sich nicht beherrschen kann, ist das für ihn schädlich. Er hat nicht gelernt, dass es Dinge gibt, die ihm letztlich selbst schaden, auch wenn sie vielleicht im Moment strahlen.



EVE BINO, 24, BERN

*«Frauen werden nicht die gleichen
Rechte eingeräumt.»*

Ich bin jüdisch. Mal bin ich es gerne, mal ist es mir gleichgültig, manchmal bin ich stolz darauf, und oft ist mir meine Religion gar nicht bewusst, da sie ein Teil von mir und meinem Leben ist. Ich bin so aufgewachsen. Wie ich das Judentum erlebe, hat viel mit meiner Kindheit zu tun. Meine Eltern und meine Grosseltern haben uns, das heisst mir und meiner zwei Jahre jüngeren Schwester, das Gefühl vermittelt, dass es etwas Spezielles ist, jüdisch zu sein. Ich will ihnen da ein grosses Kompliment machen. Auf eine ganz natürliche und selbstverständliche Weise haben sie mich ins Judentum eingeführt und es mir nie aufgezwungen. Dieses Gefühl von innerer Ruhe, die ich in meiner Kindheit zum ersten Mal spürte, ohne den Wunsch zu haben, familiäre Traditionen zu hinterfragen, möchte ich eines Tages auch meinen Kindern weitergeben.

Ich habe meine Kindheit in schöner Erinnerung. An den hohen Feiertagen, wie zum Beispiel an Pessach, herrschte bei uns zu Hause eine festliche Stimmung. Wir hatten immer viel Besuch, Verwandte und Freunde. Meine Schwester und ich zogen schöne Kleider an, übten vielleicht mit unserer Mutter noch kurz das «Ma nischtana» und freuten uns auf das gute Essen. Das hört sich wie in einem alten Film an, nicht? Doch diese Tage galten mir immer als etwas Besonderes. Heute ist es natürlich ein wenig anders. Die kindliche Freude an den Festen ist etwas verflogen, und ich betrachte die ganzen Anlässe etwas nüchterner, aus einer anderen Perspektive. Ich geniesse mehr das ungezwungene Beisammensein mit der Familie und vor allem das Zeithaben füreinander. Das ist für mich etwas Wichtiges und Unentbehrliches.

Früher habe ich mich sehr für die jüdische Jugend in Bern engagiert. Ich finde es wichtig, dass die Jugend zusammenkommt und das Jüdischsein pflegt, damit es nicht verlorengeht. Vier Jahre lang war ich Leiterin der Dubim, der jüdischen Jugendgruppe von Bern. Mit etwa 20 Jahren gibt man diese Funktion Jüngeren weiter.

Regelmässig schreibe und fotografiere ich für das «Israelitische Wochenblatt» und berichte über jüdische Anlässe in Bern. Als die Stelle frei wurde und sich in Bern niemand dafür meldete, sagte eine Bekannte zu mir: «Evi, dass wäre doch

etwas für dich.» Okay, ich habe zugesagt. An das Schreiben habe ich mich in diesen zwei Jahren gewöhnt, leicht fällt es mir aber immer noch nicht.

Traditionen sind ein wichtiger Bestandteil des Judentums. Eine gefällt mir ganz speziell, da sie grossen Respekt vor dem Menschen bezeugt. Besucht man ein Grab, so legt man auf den Grabstein einen kleinen Stein. Dies als Zeichen, dass man einen Toten besucht hat. Auch der Brauch, der hinter Jom Kippur steckt, überzeugt mich. Sich einen Tag in Selbstdisziplin zu üben, nichts zu essen und zu trinken und sich Gedanken über das vergangene Jahr zu machen, finde ich eine schöne Überlieferung. Wichtig ist jedoch, dass man sich bewusst wird, dass man dies auch während des restlichen Jahrs tun sollte. Natürlich fällt es mir nicht leicht, einen Tag lang zu fasten, dennoch käme es mir nie in den Sinn, es ohne Grund sein zu lassen.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich als Achtjährige mit meiner Schwester in der Küche am Fenster stand. Draussen auf der Treppe sass die Nachbarskinder und winkten uns mit Schleckzeug in den Händen neckisch zu. Die Kinder in der Siedlung wussten, dass wir an diesem Tag nichts Süsses essen durften. So war es übrigens mit meinen Eltern abgemacht, da Monique und ich erst ab Bat-Mizwa richtig fasteten. Als ich all diese feinen Süssigkeiten sah, musste ich mich beherrschen. Aber schon damals hatte ich das Gefühl, dass ich an diesem Tag konsequent bleiben will. Dies wollte ich mir beweisen, und ich war stolz, als ich es schaffte.

In der Synagoge ist es mir manchmal langweilig. Ich gehe selten dorthin, um zu beten, sondern mehr, um an den Feiertagen dort gewesen zu sein. Ein weiterer Grund ist, meine jüdischen Kollegen zu treffen. Schau ich ins Gebetbuch, so versuche ich mich manchmal im Entziffern des hebräischen Textes, um nicht alles wieder zu verlernen, was ich in neun Jahren Religionsunterricht gelernt habe, doch meist lese ich den deutschen Text und mache mir Gedanken über dessen Inhalt.

Ich habe mir noch nie überlegt, ob zwischen dem Jüdischsein und der jüdischen Religion ein Unterschied besteht; aber doch: Man ist jüdisch. Auch wenn ich mich vom Judentum abwenden würde, bliebe ich jüdisch. Die jüdische Religion hingegen kann man akzeptieren und nach ihr leben oder auch nicht. Ich akzeptie-

re sie nur bedingt. Ich halte weder die Schabbatgesetze ein, noch esse ich kosher. Ich bin nicht mit diesen Lebensformen aufgewachsen, und darum sind sie mir auch nicht vertraut. Ich kenne zwar den Sinn, der sich dahinter verbirgt, die dazugehörigen Hintergründe jedoch zuwenig, um diese Gedankengänge als meine eigene religiöse Philosophie zu akzeptieren.

Ein besonderes Thema ist meiner Meinung nach die Stellung der Frau im Judentum. Obwohl sie ihrem Kind ihre Religion weitergeben kann, wird das religiöse Leben von den Männern bestimmt. Es gibt für die Frau zuwenig Möglichkeiten, sich auf die gleiche Weise wie der Mann persönlich zu entfalten und zu entwickeln, da ihr nicht das gleiche Recht wie dem Mann eingeräumt wird. Für einen öffentlichen jüdischen Gottesdienst sind zum Beispiel zehn Männer erforderlich. Eine Frau zählt nicht. Ich bin keine Emanze, aber ein wenig Emanzipation muss schon sein ...

Seit zwei Jahren teile ich mit meiner besten Freundin eine Wohnung in der Berner Altstadt. Meret ist nicht jüdisch. Wir kennen uns seit der ersten Klasse, und ich fühle mich ihr sehr nahe. Der Kontakt zu jüdischen Jugendlichen beschränkt sich auf wenige Freunde. Wenn wir uns sehen, gehen wir meistens essen oder etwas trinken. Alle meine engen Freunde sind christlich, wie auch mein Freund. Er macht an der Kunstgewerbeschule eine Ausbildung als Grafiker. Dass ich jüdisch bin, ist für ihn nichts Spezielles. Vielleicht wird es bei einer Heirat zum Thema, doch so weit denken wir noch nicht. Für die Erziehung der Kinder wäre es einfacher, einen jüdischen Mann zu haben. Die Religion lebt von Traditionen. Sie gehen weniger verloren, wenn Einflüsse und Impulse von zwei Seiten kommen. Doch deswegen will ich mich auf keinen Fall festlegen und sagen: Ich heirate nur einen jüdischen Mann. Zurzeit mache ich eine vierjährige Ausbildung als Physiotherapeutin. Sie gefällt mir sehr gut. Ich liebe es, mit Menschen zu arbeiten und auch meine Hände einsetzen zu können. In der Physiotherapie kann ich mein theoretisches Wissen praktisch umsetzen. In dieser Arbeit steckt eine grosse Kreativität.

Bevor ich diese Ausbildung begann, habe ich ein Jahr Psychologie in Bern studiert, doch ich merkte bereits nach zwei Monaten, dass die Universität nicht das richtige für mich ist. Ich hasse es, mit 150 Studenten in einem Hörsaal sitzen zu müssen und jedem Text nachzurennen. Das ist Chaos. Um gezielt etwas lernen zu können, fehlte mir der Rahmen.

Weiss ich, was ich will, so bin ich sehr diszipliniert und setze mich auch dafür ein. Wenn mir etwas wichtig ist, kann ich das Ziel hartnäckig verfolgen, wie beispielsweise die Aufnahmeprüfung für die Physiotherapieschule. Während eines Monats habe ich jeden Tag Physik und Chemie gebüffelt, damit ich, wenn ich die Prüfung nicht bestehe, mir nicht vorwerfen muss, ich hätte zuwenig gelernt. Durchhaltewillen ist jedoch nicht immer meine Stärke, im Gegenteil. Sehr schnell kann ich die Lust an etwas verlieren oder meine Meinung ändern, wenn zuwenig Interesse da ist oder ich nicht überzeugt genug bin.

Was mich interessiert? Das hört sich wie bei einem Aufnahmegespräch an ... Seit ich acht Jahre alt bin, spiele ich Geige. Vor vier Jahren habe ich begonnen, Bratsche zu spielen. Das ist ein wundervolles Instrument mit sehr viel Volumen. Ich spiele in einem Orchester. Es besteht aus etwa 40 Leuten im Alter zwischen 20 und 80 Jahren. Im Sommer und im Winter geben wir in Bern und in der Umgebung Konzerte. Auch habe ich das Fotografieren entdeckt. Bewegungen in Bildern festzuhalten, finde ich etwas Faszinierendes.

Politik ist keines meiner Fachgebiete ... Über Themen, die mich nicht interessieren, informiere ich mich auch selten. Natürlich habe ich mir Gedanken über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg gemacht. Der Schweiz jetzt einen Vorwurf zu machen, dass sie sich falsch verhalten hat, ist zu einfach. Ich bin überzeugt, dass ein weitaus grösserer Teil in diesem Land nicht gewusst hat, welche Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland bestanden. In meinem Freundeskreis wurde ich selten auf die Holocaust-Diskussionen angesprochen. Das störte mich übrigens auch nicht. Warum? Ich kenne zuwenig Fakten über diese Zeit, also ist es besser, nichts als Falsches zu erzählen. Natürlich interessieren mich diese Gespräche und Diskussionen, doch das Ganze dauert mir schon

zu lange, und es dreht sich immer wieder um ähnliche Punkte. Viel lieber spreche ich mit meinen Kollegen beispielsweise über die aktuelle Situation in Israel.

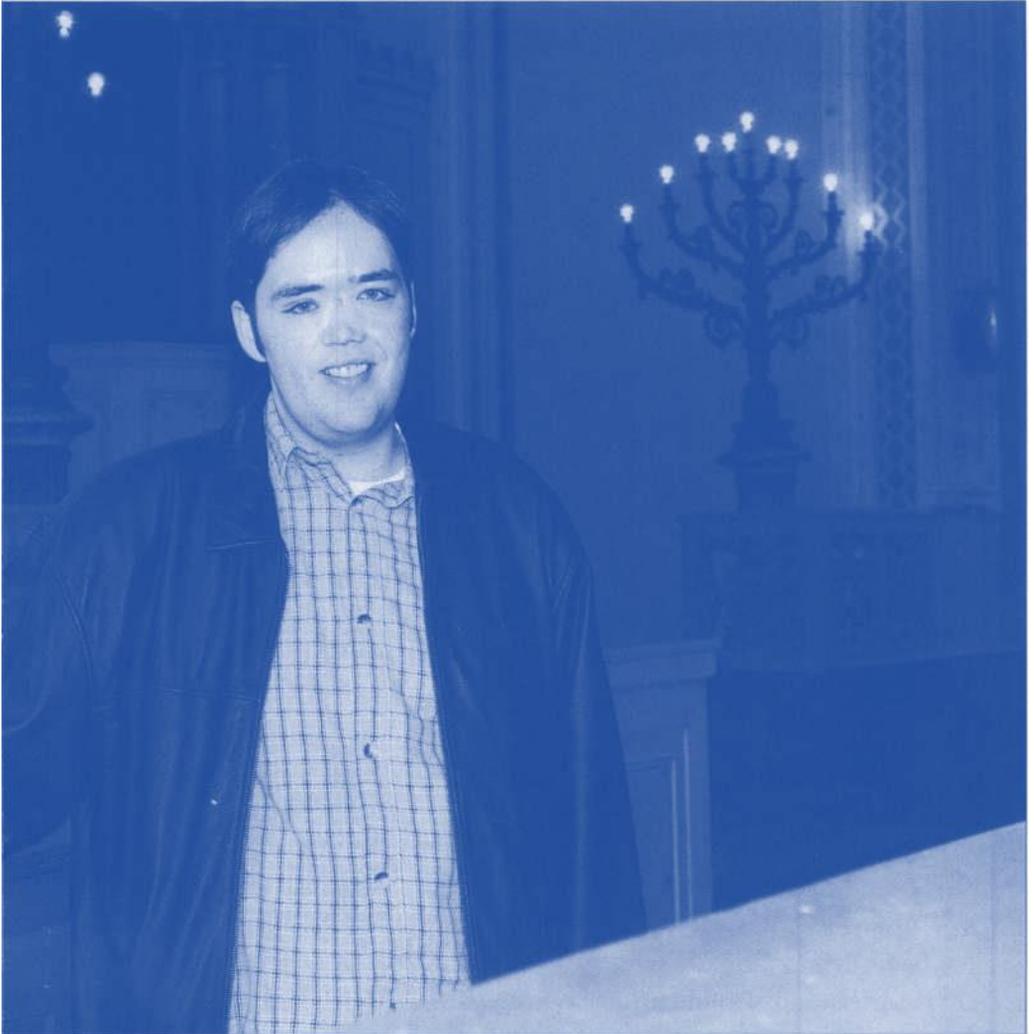
Was mir die Schweiz bedeutet? Ich bin hier aufgewachsen und bin mit diesem Land vertraut. Ich bin Schweizerin und fühle mich auch so; was immer das heissen mag. Ich vertrete keine politische Richtung, habe aber dennoch meine Vorstellungen von der schweizerischen Zukunft. Mehr wagen und sich der grossen weiten Welt öffnen, auch wenn es nur Europa sein soll. Bern habe ich sehr gerne. Ich finde es eine sehr schöne, gemütliche Stadt; hier herrscht keine Dauerhektik. Vor allem im Sommer ist Bern zum Geniessen; wir haben die Aare und natürlich unsere zwei Dachterrassen.

Wie ich in Zukunft meinen Beruf ausüben möchte, kann ich jetzt noch nicht genau sagen. Ich habe das Vergnügen noch vor mir, die breite Palette, die mir mein Beruf bietet, kennenzulernen. Auf jeden Fall will ich noch für längere Zeit reisen. Das ist bis jetzt viel zu kurz gekommen. Ich will Australien, Kanada, ganz Asien, Amerika sehen. Ich weiss, das hört sich fast wie die ganze Welt an – aber wäre ich nicht in Ausbildung, ich würde reisen. Vielleicht alleine oder zu zweit, ganz wie es sich ergäbe. Ich weiss, dass man auf Reisen immer wieder Leute kennenlernen kann. Was mir wichtig ist im Leben? Meine Freundschaften. Sie geben mir einen Halt. Es macht mir nichts aus, ab und zu alleine zu sein, ich kann das sogar sehr geniessen, aber sich einsam fühlen finde ich etwas Schlimmes. Geht es mir mal nicht besonders gut, dann tue ich mir etwas Gutes; ich treffe mich mit einer guten Freundin, und wir verbringen einen aufstellenden Abend, oder ich koche für mich selbst etwas Feines zum Essen.

In Israel möchte ich nicht leben, aber dennoch lebe ich in Gedanken mit dem Land. Ich war schon an die 14 Male in Israel und entdecke jedesmal wieder etwas Neues. Israel ist für mich ein Ort, wo ich als Jüdin, geschehe, was wolle, immer aufgenommen werde. Interessiert verfolge ich auch das politische Geschehen in Israel; mehr als dasjenige in der Schweiz. Der Friedensprozess liegt mir sehr am Herzen.

Hebräisch finde ich eine wunderschöne Sprache. Ich möchte sie gerne eines Tages lernen. Höre ich auf der Strasse jemanden hebräisch sprechen, so drehe ich

mich sofort um und schaue, von wem die Stimme stammt. Ich weiss auch nicht warum, es ist eine Art Reflex. Mein erster Gedanke ist: Vielleicht ist er aus Israel? Der zweite Gedanke: Er ist jüdisch. Auf eine gewisse Art fühle ich mich anderen luden verbunden, aber ich kann dir nicht sagen, weshalb. Vielleicht ist es geschichtlich bedingt. Ich sage nicht, ich gehöre dem jüdischen Volk an. Beim Auszug aus Ägypten war es vielleicht ein Volk, doch heute leben sehr viele luden in der Diaspora, und «ein Volk» zu sein klingt irgendwie komisch. Trotzdem sind wir es vielleicht auf eine Art, denn jüdisch bleiben wir, ob wir nun nach unserer Religion leben oder nicht. Das Jüdische ist aber nicht meine Nationalität, sondern meine Religion und somit ein Teil von mir.



MARC BLOCH, 21, ENDINGEN

*«Religion und Nationalität sucht man
sich nicht aus.»*

Ich bin in Endingen aufgewachsen und habe hier meine Kindheit und meine Schulzeit verbracht. Blickt man auf die Geschichte von Endingen, so war es für die Leute im Dorf nie etwas Aussergewöhnliches, dass wir jüdisch sind. Vor rund 150 Jahren durften Juden in der Schweiz nämlich nur in Endingen und in Lengnau leben. 1850 zählte man hier knapp 1'000 Juden und fast so viele Christen. In Endingen können wir jemanden engagieren, der ausschliesslich Führungen durch die Synagoge und durch den israelitischen Friedhof macht. Zwei- bis dreimal in der Woche ist es der Verwalter des jüdischen Alters- und Pflegeheims in Lengnau. An den Rundgängen nehmen sehr oft Feriengäste aus dem benachbarten Zurzach teil. Viele dieser Kurgäste kommen aus Israel. Es interessieren sich aber auch viele Nichtjuden aus dem In- und Ausland für das historische Endingen. Die jüdischen Ortsbürger hiessen damals Bloch, Bollag, Dreifuss und Guggenheim. Auch die Grosseltern von Bundesrätin Ruth Dreifuss sind hier geboren. Die Juden durften aber keinerlei Handwerk ausüben, sondern nur Handel betreiben. Das wissen heute viele noch immer nicht.

Mein Grossvater war Viehhändler und stammte schon aus Endingen. Er besass neben dem Vieh auch Ziegen. Mein Vater besitzt heute noch drei. Es sind Bündner Pfauenziegen, welche einer vom Aussterben bedrohten Rasse angehören. In der Schweiz leben noch etwa 200. Der Zirkus Knie und der Zirkus Medrano haben je zwei bei uns gekauft. Unsere Tiere sind derart zahm, dass mein Vater manchmal mit ihnen durchs Dorf spaziert und sie hinter ihm hertrotten. Das würden sie bei mir nie tun, denn sie kennen mich zu wenig.

Vergangenes Jahr habe ich eine Banklehre beendet und bin jetzt als Junior-Anlageberater tätig. Das Auf und Ab der Aktienkurse interessierte mich schon als Bub. Auch mein Vater und mein Onkel arbeiten auf einer Bank. Was mir Geld bedeutet? Ohne Geld kann man nicht leben und überleben. Heute wohnen in Endingen nur noch drei jüdische Familien, also insgesamt zehn Personen. Doch ich habe viele jüdische Freunde, die in Zürich, Basel und Bern wohnen. Ich kenne sie aus dem Jugendbund und aus den jüdischen Ferienlagern.

Um einen jüdischen Gottesdienst abzuhalten, sind mindestens zehn jüdische Männer erforderlich. In Edingen würde man an Samstagen nicht so viele zusammenbringen. Ich bin trotzdem stolz, hier zu wohnen. Hier steht die zweitälteste Synagoge der Schweiz. Es ist die Einzige, die über eine Fassadenuhr und über eine Glocke verfügt, da im Dorf keine Kirche steht. Auch besitzt Edingen den ältesten jüdischen Friedhof im ganzen Land. Die meisten meiner Mitschüler wussten, ohne dass ich es speziell erwähnte, dass ich jüdisch bin. Natürlich haben sie schnell bemerkt, dass ich nie ein Schinkenbrot ass und immer etwas von zu Hause mitnahm. Einmal stellten sie mir die Frage: «Hast du Fleisch denn nicht gern?» «Doch», antwortete ich, «aber ich bin jüdisch und esse nur koscheres Fleisch.» Diese Antwort hat ihnen genügt, und sie fanden es gut, dass ich mich nicht von ihnen beeinflussen liess. Meine Schulkollegen respektierten mich und meine Religion immer. Vielleicht, weil ich meiner Klasse und dem Lehrer nach einem Vortrag die Synagoge gezeigt oder sie am jüdischen Erntedankfest in unsere «Sukka», das ist eine Laubhütte, eingeladen habe. Das hat ihnen sehr gefallen.

In der Bezirksschule, ich war damals 14jährig, ist jedoch etwas vorgefallen, woran ich nicht mehr gerne denke: Um einander besser kennenzulernen, musste jeder ein Passfoto von sich vergrössern, seinen Namen und seine Hobbies darunter schreiben und es an die Wand heften.

Als ich am nächsten Tag ins Schulzimmer kam, prangte ein grosses Hakenkreuz über meinem Foto. Ich selbst habe es gar nicht bemerkt. Mitten in der Schulstunde hat einer aufgestreckt, auf mein Bild gezeigt, und den Lehrer gefragt: «Haben Sie das gesehen?» Als ich mein Foto mit dem Hakenkreuz sah, bin ich sehr erschrocken. Plötzlich blickten alle auf mich. Keiner sagte ein Wort; auch ich nicht. Der Lehrer sagte nur, er werde das abklären, und meinte, das dies ein dummer Bubentreich gewesen sei. Ich war anderer Meinung. Meinen Eltern habe ich erst am nächsten Tag davon erzählt. Weshalb? Ich konnte einfach nicht begreifen, dass so was in Edingen geschehen konnte. Hier, wo jeder wusste, dass ich jüdisch bin, und dies bis anhin immer akzeptiert worden war.

Angst hatte ich eigentlich nie. Schulkollegen sagten zu mir: «Wenn dir jemand etwas antun will, rufst du uns. Wir helfen dir.» Ich kann mir bis heute nicht vor-

stellen, dass es einer von meiner Klasse gewesen ist. Das Schulzimmer war Tag und Nacht offen, und so hätte es theoretisch jeder der etwa 200 Schüler aus dem Schulhaus sein können. Einer von ihnen muss es wohlgetan haben. Bis heute weiss ich nicht, wer, und dies ist wohl auch besser so.

Antisemitische Angriffe gibt es auch in Endingen, zwar selten, wie es scheint, sind sie jedoch nicht zu vermeiden. Mehrere Male wurden Grabsteine mit Hakenkreuzen beschmiert. Auch waren schon Neonazis aus Deutschland im Dorf. Die Landesgrenze liegt ja nur zehn Kilometer von hier entfernt. Nachts schlichen sie um die Synagoge und wurden vom benachbarten Metzgermeister und seinen zwei Söhnen beobachtet. Mit Unterstützung einiger Nachbarn, bewaffnet mit Metzgermessern und Luftgewehren, drohten sie ihnen: «Entweder ihr haut augenblicklich ab, oder ihr werdet etwas erleben!» Sie verschwanden und sind nie wieder zurückgekommen. Das war vor zwölf Jahren.

Während der Diskussionen um die nachrichtenlosen Vermögen erhielt auch unsere Familie Drohbriefe und anonyme Anrufe. An einen Anruf kann ich mich besonders gut erinnern. Eine Stimme schrie in den Hörer: «Ihr Juden, hört endlich auf, Geld von uns zu fordern!» Der Anrufer wollte mit meinem Vater sprechen. Ich sagte, dass er zurzeit nicht zu Hause sei. «Dann rufe ich später nochmals an», krächzte die männliche Stimme, und er legte auf. Zwei Stunden später meldete er sich wieder. Mein Vater sagte zu ihm: «Ich weiss gar nicht, mit wem ich es zu tun habe. Mit anonymen Leuten spreche ich nicht.» Der andere nannte seinen Namen, und wir brachten eine Tonbandaufnahme des Telefongesprächs zum Polizeiposten in Lengnau. Es stellte sich heraus, dass es ein 75jähriger Mann war. Zuerst wollten wir eine Anzeige gegen ihn erstatten, liessen es jedoch bleiben. Was nützt es, einen 75jährigen Mann anzuzeigen? Der hat seine vorgefasste Meinung, die er sicherlich nicht mehr ändern wird.

Leider gibt es immer noch Leute in der Schweiz, die ähnlich wie jener Anrufer denken. Sagt einer am Stammtisch: «Typisch Juden, die wollen immer nur Geld», so glauben es auch die anderen. So hat man auch vor 60 Jahren in Deutschland geredet. Antisemitismus basiert meistens auf Nichtwissen. Jene, die derartiges

behaupten, sind oft frustriert und suchen einen Sündenbock für irgendwelche eigenen Probleme. Meistens wissen die gar nichts über die jüdische Religion.

Ob religiös oder nicht, ob katholisch, reformiert oder Moslem – als jüdische Person ist es für mich selbstverständlich, andere Leute zu respektieren. Weshalb? Weil man die Religion und die Nationalität nicht auswählen kann. Ich bin erzogen worden, dass man auf die inneren Werte eines Menschen und nicht auf deren Herkunft, Religion oder Hautfarbe schauen soll. Trotzdem bin ich stolz darauf, jüdisch zu sein, und würde meine Religion niemals wechseln wollen. Ich erwarte aber, dass man mich so akzeptiert, wie ich bin.

Am Arbeitsplatz wissen alle, dass ich jüdisch bin. Dass ich jedoch im Zeitalter der Religionsfreiheit die jüdischen Feiertage als Ferien beziehen muss, finde ich schwach. Was mein Vorgesetzter dazu meint? Er ist auch jüdisch und tut es ebenfalls.

In der Schweiz fühle ich mich wohl. Hier bin ich geboren und aufgewachsen. Ich habe einen Schweizer Pass und fühle mich als Schweizer. Mein Grossvater mütterlicherseits – er war während fünf Jahren Kriegsgefangener in Frankreich – hat meinem Vater vor über 20 Jahren erzählt, dass er nie glauben konnte, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs ein neutrales Land bleiben konnte. Dies wurde nun nach rund 50 Jahren auch bestätigt. Obwohl in der Schweizer Regierung damals Nazisympathisanten sass, durften schon zu jener Zeit nicht alle Schweizer in den gleichen Topf geworfen werden.

Was mir Israel bedeutet? Es ist meine zweite Heimat. Ich könnte mir auch vorstellen, eines Tages dort zu leben. Seit ein paar Monaten wohnt meine Schwester in Tel Aviv und lernt Hebräisch. In Israel wäre ich nicht – im Gegensatz zur Schweiz – einer von wenigen Juden. Auch wäre es das natürlichste der Welt, in einem Restaurant koscher zu essen oder mit einer Kippah rumzulaufen.

Später möchte ich eine jüdische Familie gründen und beruflich erfolgreich sein. Für eine gewisse Zeit könnte ich mir vorstellen, in einer Broker-Firma in Amerika zu arbeiten. Ich liebe die Hektik und das multikulturelle Leben. Eines Tages werde ich mir diesen Traum erfüllen.



CORINNE BRAUNSCHWEIG, 15, RÜSCHLIKON, ZH

*«In der Schweiz fühle ich
mich zu Hause.»*

Bis zur sechsten Klasse habe ich eine jüdische Schule in Zürich besucht. Meine Eltern wollten das so. Mein Vater ist Schweizer, sein Urgrossvater war Rabbiner in Lengnau. Meine Mutter ist Amerikanerin. Ihre Familie lebt in Florida und ist gar nicht religiös. Somit bin ich Doppelbürgerin und besitze zwei Pässe. Bei der Passkontrolle reihe ich mich jeweils dort ein, wo die Warteschlange am kürzesten ist.

In der Noam, so heisst die Schule, waren neben dem üblichen Primarschulstoff zehn Stunden pro Woche für jüdische Fächer reserviert. Ich lernte beispielsweise Hebräisch, las aus den fünf Büchern Mose und aus dem «Chumasch», das ist ein Teil der Thora. Auch galt es, in der Schule einige Regeln einzuhalten: Knaben mussten eine Kippah tragen, Mädchen durften weder mit ärmellosen T-Shirts noch mit kurzen Röcken herumlaufen. An diese Kleidervorschriften mussten sich alle halten. Deshalb habe ich sie auch nicht als Einschränkung empfunden. Ich trug immer lange Hosen, auch im Sommer, Minijupes mag ich ohnehin nicht. Ausserhalb der Schule war es für mich selbstverständlich, ärmellose T-Shirts zu tragen.

In der Sekundarschule war ich hingegen das einzige jüdische Mädchen. Als ich das erste Mal an einem hohen jüdischen Feiertag nicht in der Klasse erschien, fragten mich meine Mitschülerinnen am nächsten Tag: «Was ist geschehen, warum hast du gefehlt?» Ich sagte ihnen, dass ich jüdisch bin und erklärte ihnen das Pessachfest. Von da an hat sich die Klasse sehr für die jüdische Religion zu interessieren begonnen. Mit dem Deutschlehrer habe ich vereinbart, dass ich jedesmal, wenn ein spezieller jüdischer Feiertag ist, diesen vor der Klasse kurz erkläre. An Pessach habe ich Mazzot, also ungesäuertes Brot, zum Probieren mitgebracht. Die einen erinnerte es an Knäckebrot, andere fragten erstaunt: «Was, das müsst ihr eine Woche lang essen?» Diese Art von Anschauungsunterricht hat sich in Rüschlikon – es ist ein kleines Nest – natürlich schnell herumgesprochen.

Die jüdische Religion bedeutet mir sehr viel. Was mir daran wichtig ist? Das ist schwer zu sagen. Auf jeden Fall ist für mich von Bedeutung, dass ich etwas habe, woran ich glauben kann. Zum Beispiel an den Sinn der jüdischen Feiertage. Ich

glaube auch sehr an Gott. Diese Überzeugung wurde mir von zu Hause und auch von der jüdischen Schule mitgegeben. Wichtig sind mir die Zehn Gebote – vor allem das eine: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Ich bin in einer familiären Umgebung aufgewachsen, und wir verstehen uns alle sehr gut. Liebt man jemand – speziell seine Eltern –, dann ehrt man sie auch ohne Wenn und Aber.

Wäre ich streng religiös, müsste ich sehr viele Gesetze einhalten. Auf jeden Fall ist es schwieriger, jüdisch als christlich zu sein. Am Freitagabend zünden wir zu Hause die Kerzen an; damit hat's sich. In die Synagoge gehen wir nur an den hohen Feiertagen.

Es gibt aber auch Dinge, die mir nun wirklich nicht in den Kopf wollen. Keiner kann mir zum Beispiel erklären, weshalb fromme Juden Zapfenlocken tragen. Es sei ein Zeichen, dass man jüdisch sei, bekomme ich zur Antwort. Toll, aber man könnte doch als Erkennungszeichen auch, sagen wir mal, grüne Hosen tragen.

Seit diesem Sommer bin ich im Wirtschaftsgymnasium Enge in Zürich. In meiner Klasse bin ich nicht mehr die einzige jüdische Schülerin. Nafti und David sind, im Gegensatz zu mir, fromm und schreiben am Samstag nicht. Sie sitzen einfach da und tun nichts. Das hat meine Schulkollegen natürlich verwirrt. «Weshalb schreibst du am Samstag», fragten sie mich in der Pause, «und die zwei anderen nicht?» Oder: «Warum bist du mit dem Zug gekommen und die anderen zu Fuss?» Viele in meiner Klasse sind durch uns das erste Mal mit jüdischen Menschen in Kontakt gekommen. Die meisten haben das Judentum einzig aus dem biblischen Geschichtsunterricht gekannt. Persönliche Fragen kamen eher zögernd. Sie sagten nicht: «Darfst du einen nichtjüdischen Freund haben?», sondern: «Du musst jetzt nicht antworten, wenn du nicht möchtest, aber ich hätte da noch eine Frage ...»

Natürlich wurden mir auch Fragen gestellt, die ich mir noch nie überlegt habe. So wollte ein Mitschüler wissen: «Was geschieht, wenn du am Schabbat das Licht anzündest?» «Es passiert nichts», gab ich ihm zur Antwort. «Weshalb tust du es dann nicht?» fragte er weiter. Er gab sich damit nicht zufrieden und fragte die zwei anderen. «Das wird uns von der Thora vorgeschrieben, und unsere Eltern

haben uns so erzogen», bekam er zur Antwort. «Würden wir es tun, so hätten wir ein schlechtes Gewissen.» Einige Schüler liessen nicht locker: «Das sieht doch keiner, oder kommt ein Blitz vom Himmel, oder werdet ihr krank?» Bei solchen Fragen denke ich: Sorry, seid ihr irgendwie blöd oder so?

Wenn ich es mir recht überlege, sind ihre Fragen dennoch nachvollziehbar. Käme jemand zu mir und würde sagen, dass er dies und jenes nicht machen dürfe, würde ich auch fragen: «Warum nicht? Mach es doch. Es sieht ja keiner.»

Ich habe die Fragen meiner Mitschüler überhaupt nicht als Last empfunden. Im Gegenteil. Ich fühle mich geehrt, wenn sie mich über meine Religion befragen. Das zeigt mir, dass sie ehrliches Interesse daran haben. Ähnliche Fragen wurden mir schon während der Sekundarschulzeit gestellt. Mit dem einzigen Unterschied, dass ich dort alleine Auskunft geben musste.

Auch meine christlichen Freundinnen wollen immer ziemlich viel über die jüdische Religion erfahren. Sie interessiert am meisten, was man am Schabbat machen darf und was nicht. «Ist es dir erlaubt, mit uns am Freitagabend in die Disco zu kommen?» «Natürlich», sage ich. Auch von ihnen kam immer wieder die Frage, weshalb man am Schabbat kein Licht anzünden darf. Meine Antwort? Man darf nichts anfassen, was einen Zustand verändert. Warum? Das ist mir auch nicht ganz klar. Das hängt wohl damit zusammen, dass Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen, an einem Tag geruht und nichts mehr verändert und erneuert hat. Deshalb müssen wir es auch tun. Ich hingegen halte mich nicht daran. Ich hatte auch meine Phase – damals war ich zwölfjährig und auf der Suche nach meinem eigenen Weg –, wo ich am Schabbat zu meinen frommen Kolleginnen nach Hause gegangen bin. Das fand ich super, einfach nur zusammensitzen, zu schwatzen oder Karten zu spielen. Nintendo und Gameboys waren ja verboten. Beim Kartenspielen ändert man hingegen nichts.

Während der Woche bin ich vor allem mit nichtjüdischen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Manchmal gehen wir in Rüschlikon ins Jugendzentrum. Ich fühle mich unter Christen und Juden gleich wohl. Hätten meine nichtjüdischen

Kollegen etwas gegen das Judentum, so hätten sie automatisch auch etwas gegen mich, und sie wären nicht meine Freunde.

Für mich ist es egal, ob mein Mann christlich oder jüdisch ist. Solange er mich dabei unterstützt, meine Kinder jüdisch zu erziehen. Hat man jemanden sehr gern, dann nimmt die Religion den hintersten Platz ein. Als jüdische Frau hätten meine Kinder ohnehin meine Religion. Würde mein Mann aber fordern, dass unsere Kinder seine Religion übernehmen müssten, gäbe es Probleme. Doch mit einem solchen Menschen wäre ich eh nicht zusammen. Ich möchte meine Kinder jüdisch erziehen. Es ist eine schöne Religion, und ich will, dass auch sie diese Erfahrung machen. Was das schöne daran ist? Das Judentum gibt einem ein Gemeinschaftsgefühl. Meine jüdischen Freunde treffe ich meistens am Wochenende im Jugendbund Bne Akiwa. Wir sehen uns auch ausserhalb. Nächsten Sonntag organisieren wir beispielsweise einen Brunch.

In der Schweiz fühle ich mich zu Hause. Denke ich an den Zweiten Weltkrieg, so kommt mir nicht zuerst die Schweiz, sondern Deutschland oder die Konzentrationslager in Polen in den Sinn. Amerika ist für mich ein Ferienland, wo ich einmal im Jahr meine Grosseltern und meine Verwandten besuche.

In einer Wirtschaftsstunde haben wir auch das Thema Nazigold behandelt. Unsere Mitschüler haben immer wieder zu uns dreien rübergeschaut. Im Stil von, was meinen die wohl dazu? Bereits unsere Aussagen haben ihnen gezeigt, dass wir nicht gleicher Meinung waren. Wir fragten uns, wohin die 1,25 Milliarden gehen werden. Dass die Schweizer Banken das Geld herausgegeben haben, fanden wir in Ordnung. Es gehört ja wirklich nicht ihnen.

Während einer Deutschstunde haben wir ein Buch mit dem Titel «Im Kongo» gelesen. Ein Sohn wirft seinem Vater vor, dass er als deutscher Soldat im Zweiten Weltkrieg nichts Besonderes erlebt hat. Dann sah man gleich, wie meine Hand und die der zwei jüdischen Mitschüler emporschnellten. Der Lehrer fragte: «Was ist?» Wir sagten: «Da können wir nicht übereinstimmen. Erlebt jemand den Zweiten Weltkrieg, so hat er in seinem Leben etwas erlebt. Mehr kann man gar

nicht erleben.» Die anderen in der Klasse sagten kein Wort. Auch der Lehrer verstummte für einige Sekunden, gab uns aber nachher recht.

Was mir Israel bedeutet? Sehr viel, da ich weiss, dass dort viele andere Juden leben. In der Noam haben wir ausführlich über Israel gesprochen und gelesen. Die ganze Thora bezieht sich auf Israel. Ich spreche auch Hebräisch. Als ich mit 13 Jahren das Land zum ersten Mal besuchte, war das für mich ein unvergessliches Erlebnis. Israel kannte ich ja nur von Bildern. Plötzlich ist man dort und kann alles mit eigenen Augen sehen. Die Synagogen, die Klagemauer, das Tote Meer – unbeschreiblich. Dennoch habe ich mich während dieser drei Wochen ziemlich unsicher und ängstlich gefühlt. Über Israel hören wir in der Schweiz nur schlechte Nachrichten – Bombenanschläge an Busstationen, Tote und Verletzte. Als ich in Tel Aviv in einem Bus sass, kam mir das alles wieder in den Sinn.

In meiner vertrauten Umgebung bin ich eine ziemlich selbstbewusste Person. Wie ich Selbstbewusstsein definiere? Ich lasse mich nicht von anderen Meinungen beeinflussen. Ich habe meine, die anderen ihre. Wenn ich etwas nicht verstehe, dann frage ich nach. Ich ziehe mich nicht einfach zurück und denke, was soli's. Vielleicht habe ich das von zu Hause mitbekommen. Ich bin die Zweitälteste. Meine Schwester ist zwei Jahre älter. Da muss man sich eben bemerkbar machen. Ich habe noch einen jüngeren Bruder. Er ist acht Jahre jünger als ich und ein kleines Ekel. So, wie Brüder eben sind.

Bestehe ich die Probezeit im Gymnasium nicht, so werde ich die dritte Sekundarschule in Rüschlikon beenden. Meine Mutter – sie ist Lehrerin an der amerikanischen Schule in Kilchberg – sähe es gerne, wenn ich bis zur zwölften Klasse den Unterricht in ihrer Schule absolvieren würde. Dieses Thema provoziert immer wieder einen Familienkrach. Sie betont immer wieder, dass ich mit meiner offenen Art sehr gut in diese Schule passen würde.

Ich will jedoch meine Mutter nicht den ganzen Tag um mich herum haben. Ich liebe sie über alles, aber sie muss nicht immer wissen, was ich tue und mit wem ich zusammen bin. Die Lehrer, die dort arbeiten, kenne ich alle sehr gut. Manch-

mal sitzen sie bei uns im Wohnzimmer und korrigieren die Prüfungen ihrer Schüler. Für mich sind sie eher Kollegen als Lehrer.

Was mir in Zukunft vorschwebt? Das möchte ich selbst gerne wissen. Ich weiss es wirklich nicht. Auf jeden Fall bin ich nicht jemand, der alleine in einem Büro sitzen kann. Ich rede gerne mit Menschen und möchte Erfahrungen austauschen. Während meiner Gymnasialzeit hoffe ich, genügend Zeit zu haben, mir über meine Zukunft Gedanken zu machen.



MICHA BOLLAG, 21, BUCHRAIN, LU

«Ich habe mich oft als Einzelkämpfer gefühlt.»

Mein Traum wäre, mit 30 in einem Musical in Manhattan aufzutreten. Am liebsten in «Les Misérables». Ich möchte nämlich Musical-Darsteller werden. «A Chorus Line» habe ich mit elf Jahren in Zürich gesehen. Das hat mich total begeistert. Fortan drehte sich mein Leben um Musicals.

Während der Sekundarschule habe ich die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar in Luzern gemacht, da dort Wert auf musische Fächer wie Musik, Klavier und Gesang gelegt wird. Zu dieser Zeit war ich begeisterter Klavierspieler. Mein Klavierlehrer war überzeugt, dass ich das Potential für das Konservatorium hätte. Meine Eltern fanden, ich solle zuerst einen Beruf erlernen, wofür ich ihnen heute dankbar bin. Während der Seminarzeit nahm ich Gesangs- und Tanzunterricht. Ich spürte, dass ich mich durch Gesang besser ausdrücken konnte als mit dem Klavier. Zurzeit gehe ich fast täglich ins Ballett und nehme Schauspiel- und Gesangsunterricht. Das ist eine gute Voraussetzung, um eines Tages Musical-Darsteller zu werden.

Vorerst bin ich aber Lehrer an der jüdischen Schule in Zürich. In meinem wöchentlichen 18-Stunden-Pensum erteile ich Kindern im Alter zwischen 8 und 13 Jahren Deutsch, Mathematik, Französisch, Turnen und Werken. Die meisten der 153 Schülerinnen und Schüler sind wie ich liberal, traditionell-jüdisch aufgewachsen: Alle Knaben tragen eine Kippah, das ist Pflicht. Als jüdischer Lehrer trage ich auch eine.

Fünf Jahre habe ich am kantonalen Lehrerseminar in Luzern studiert. Dass es als Jude einfacher sein wird, an einer jüdischen Schule zu unterrichten, war für mich klar. Ganz abgesehen von den jüdischen Feiertagen. Es wäre wohl etwas problematisch, an einer öffentlichen Schule einen jüdischen Lehrer einzustellen. Vielleicht hätten sich die Eltern die Frage gestellt: Ist ein jüdischer Lehrer überhaupt ein Schweizer?

Ich bin froh, dass es mit der Noam geklappt hat. Hier in Zürich habe ich wieder einmal die Möglichkeit, mit liberal denkenden Juden in Kontakt zu kommen. Die jüdische Gemeinde in Luzern zählt nämlich zu einer der orthodoxesten der

Schweiz. Ich denke, es gibt Mitglieder, die glauben, dass sie, wenn sie alle 613 jüdischen Gebote einhalten, gute Menschen sind. Doch gleichzeitig existiert eine grosse Intoleranz. Lebst du nicht streng nach ihren Gesetzen, so bist du in ihren Augen ein Halbgoi – was für ein schreckliches Wort –, also ein Halbjude.

Meinen Mitschülern im Lehrerseminar habe ich erzählt, dass ich eine Stelle in einer Privatschule in Zürich bekommen habe. Aus dem einfachen Grund, weil es sonst geheissen hätte: «Eine jüdische Schule? Ist doch klar, dass er diese Stelle gekriegt hat.» Man hätte mich nicht nach meinen Qualitäten, sondern nach meiner Religion beurteilt. Nur meinen engsten Kollegen gegenüber habe ich erwähnt, dass es eine jüdische Schule ist. Die wenigsten Lehrer an der Noam sind jüdisch, äusser natürlich die Religions- und Hebräischlehrer. Ich glaube, die Schulleitung ist ganz glücklich, einen jüdischen Lehrer gefunden zu haben.

Ich bin mit meiner drei Jahre älteren Schwester in Buchrain aufgewachsen. Das ist ein Dorf mit rund 6'000 Einwohnern. Dort sind wir die einzige jüdische Familie. Meine Mutter stammt aus Zürich, mein Vater aus Luzern.

Mein Vater besitzt in Emmen einen Werkzeug- und Maschinen-Engrosbetrieb mit 15 Angestellten. Sie verkaufen nebst Werkzeugen auch Sargbeschläge. Er hat damit keine Probleme, weil er mit dieser Arbeit aufgewachsen ist. Bereits mein Grossvater hat dieses Geschäft 1923 gegründet. In Luzern nannte man ihn deshalb ironischerweise den «Sarg-Bollag.»

Jüdisch zu sein in Buchrain war für mich als Schüler nicht einfach. Mein Verhalten war ausschlaggebend, dass in der Sekundarschule ein Lehrer entlassen wurde. Wie soll ich ihn beschreiben ... Er war um die 40, und es machte ihm sichtlich Spass, zu Beginn der Schulstunde rassistische Witze über Leprakranke und Türken zu erzählen. Ich war der einzige in der Klasse, der ihn persönlich kritisierte und sagte, dass ich diese Witze dumm und geschmacklos fände. Er sagte jeweils kein Wort und bekam aus Wut einen hochroten Kopf. Meine Schulkollegen lachten entweder bei den Witzen aus Höflichkeit mit, oder sie schwiegen. Doch jeder

kritisierte hinter vorgehaltener Hand das Benehmen des Lehrers. Nach einer Schulstunde, die ich kritisiert habe, sei dieser Lehrer ins Lehrerzimmer gestürzt und habe rumgeschrien: «Dieser Saujude in meiner Klasse, dieser Saujude!» Für sein Benehmen wurde er fristlos entlassen.

Auch erinnere ich mich, wie mein Velo während meiner ganzen Sekundarschulzeit immer wieder von einer Gruppe Schüler demoliert wurde. Das eine Mal ein aufgeschlitzter Pneu, das andere Mal ein abgeschraubtes Vorderlicht. Das war eine ziemlich teure Angelegenheit. Kollegen haben gehört, wie einige Schüler sagten: «Jetzt haben wir dem Saujuden wieder mal am Velo rumgefingert.» Diese Aussagen kann ich nicht bestätigen, aber ich wüsste nicht, weshalb meine Kollegen hätten lügen sollen.

Während der letzten eineinhalb Jahre Schulzeit durfte ich mein Velo bei einer Familie in die Garage stellen; das hat mein Lehrer organisiert. Zu den ganzen Vorfällen meinte er nur: «Was kann man dagegen machen?» Das war auch die Antwort meiner Eltern. Ich habe mich damit abgefunden, aber mich sehr alleine gefühlt.

Als ich in der Pause mit ein paar Schulkollegen ums Schulhaus schlenderte, kam dieselbe Gruppe, die mein Velo demoliert hat, auf mich zu und sagte: «Du, bleib mal stehen.» Ich rief meinen Kollegen zu, dass sie kurz auf mich warten sollten. Ohne sich umzudrehen, gingen sie weiter. Prompt versuchten die anderen, mich zu verprügeln. Ich wusste, dass es sich nicht lohnen würde, sich gegen fünf zu wehren. Für mich war klar: Ab durch die Mitte und so schnell wie möglich zurück ins Schulzimmer.

Bis heute habe ich diese Situation auf dem Pausenplatz nicht ganz verarbeitet, weil ich mich nicht gewehrt habe. Was hätte ich tun sollen, fünf gegen einen? Vielleicht hätte ich mich doch in irgendeiner Form verteidigen sollen, da ich persönlich angegriffen worden bin. Nicht, dass es mich stark belastet, aber vergessen hab' ich's nicht. Dieser Vorfall kommt mir ab und zu wieder in den Sinn. Meistens nachts, wenn ich wach im Bett liege. Dann würde ich ihnen am liebsten eine zurückschlagen. Am schlimmsten aber war, dass meine Mitschüler nicht

stehengeblieben sind. Ihr Verhalten ist für mich bis heute unbegreiflich.

Versteckten Antisemitismus erlebte ich am Lehrerseminar: Normalerweise stellen die Klassenlehrer die Bewilligung aus, damit Schüler an Feiertagen freinehmen dürfen. Ein Klassenlehrer hatte das Gefühl, dass er dies nicht tun könne, und verwies mich an den Rektor. Die Freitage bewilligte der Rektor mit der Bemerkung, ich müsse deswegen nicht annehmen, dass ich nun die nächsten fünf Jahre für jeden jüdischen Festtag Urlaub bekomme. Er werde die Wichtigkeit dieser Feste prüfen.

Sich derartige Sticheleien und Angriffe anhören zu müssen ist wohl das Los von Minderheiten. Daran wird sich nichts ändern. In solchen Situationen habe ich mich immer als Einzelkämpfer gefühlt. Es zeigt mir, dass du als jüdischer Schweizer nicht zu 100 Prozent akzeptiert, sondern als Schweizer Jude abgestempelt wirst.

Was mir die jüdische Religion bedeutet? In erster Linie, glücklich und überzeugt zu sein, der richtigen Religion anzugehören. Die Christen beten Jesus oder Maria an; für mich ist das eine Art Götzentum. Ich glaube an einen allmächtigen Gott, den man nicht sieht. Das heisst aber nicht, dass ich mit allen jüdischen Gesetzen einverstanden bin. Beispielsweise mit der Rolle der Frau im Judentum. Sie wird vielfach als Mutter und als Gebärmachine angeschaut. Im Buch «Sprüche der Väter» steht zum Beispiel: «Wer Fleisch mehrt, mehrt Würmer, wer Güter mehrt, mehrt Sorge, wer Frauen mehrt, mehrt Aberglauben.» Welch eine Frechheit!

Durch den jahrelangen Religionsunterricht habe ich einiges über das Judentum erfahren, aber auch festgestellt, wie einschränkend die jüdische Religion wäre, würde man ihre Regeln streng befolgen. Am Samstag nicht fahren, nicht schreiben, kein Licht anzünden. Lange hatte ich das Gefühl, dass ich nur dann ein richtiger Jude bin, wenn ich all diese Gesetze einhalte. Wie ich darauf gekommen bin, dass dies nicht stimmt? Das habe ich mich auch schon gefragt. In Luzern hatte ich eine jüdische Religionslehrerin. Sie war sehr orthodox und wusste, dass ich dem Judentum gegenüber sehr liberal eingestellt bin. Dennoch hat sie mich –

so wie ich bin – als Jude akzeptiert. Vielleicht liegt es daran, dass sie Amerikanerin war. Sie ist früh gestorben.

Jüdische Freunde habe ich wenige. Während sechs Jahren fuhr ich jeden Samstag nach Zürich. Im jüdischen Jugendbund Hagoschrim fand ich jüdische «Kollegen». Eigentlich ging ich nur dorthin, weil ich dachte, ich sollte Kontakt zu liberalen Juden suchen. Ehrlich gesagt: wohlgefühlt habe ich mich dort nie. Einige Kinder stammten aus einem reichen Elternhaus. Ihnen ging es oft einzig darum, zu zeigen, wer den Kopf höher tragen kann. Das war absolut nicht meine Welt. Da habe ich mich in meiner christlichen Umgebung in Luzern wieder wohler gefühlt. Mit 18 habe ich dem Hagoschrim den Rücken gekehrt. Im Lehrerseminar gab es Situationen, bei denen ich mir sagen musste: Eigentlich solltest du jetzt ein Käppi tragen, damit Kollegen und Mitschüler nicht das Gefühl haben, Jüdischsein heisst Schäfchenlocken haben und lange schwarze Mäntel tragen. Damit sie einsehen, dass es, in Anführungsstrichen, normale, jüdische Menschen gibt, denen man ihr Jüdischsein nicht ansieht. Das war während der ganzen Raubgold-Diskussion. Was ich mir da alles anhören musste. Ich dachte: He, Leute, realisiert ihr denn nicht, dass ich auch anwesend bin und eure Vorwürfe sich irgendwie auch gegen mich richten? Es kam mir vor, wie wenn du mit einem Italiener an einem Tisch sitztest und Italienerwitze erzählen würdest.

Was mich während meiner fünfjährigen Seminarzeit jedoch am meisten verletzt und belastet hat, ist, dass ich mich immer als Jude verteidigen musste. Einerseits die Israelpolitik, andererseits die ganzen Holocaust-Diskussionen. Wurde beispielsweise im Nachrichtenmagazin «10 vor 10» ein Beitrag über den Konflikt zwischen Palästinensern und Israelis ausgestrahlt, wusste ich, dass ich am nächsten Tag Stellung beziehen und mich rechtfertigen musste. Weshalb? Wenn Israelis verbal angegriffen werden, verteidige ich sie und identifiziere mich mit ihnen. Das liegt wohl daran, dass ich mich als Teil von ihnen fühle. Das heisst aber nicht, dass ich mit der israelischen Friedens- und Siedlungspolitik immer einverstanden bin.

Was ich über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg denke? Es ist schwierig, zu beurteilen, was während dieser Zeit richtig oder falsch war. Von der offiziellen Schweizer Seite ist vieles schiefgelaufen. Da bin ich mir ganz sicher, da ich eine Diplomarbeit über die Geschichte meiner Grosstante geschrieben habe. Ihre Akte fand ich im Bundesarchiv in Bern. Sie war gebürtige Luzernerin, heiratete einen Franzosen und lebte in, Frankreich. Aus diesem Grund verlor sie die Schweizer Staatsbürgerschaft. 1942 flüchtete meine Grosstante mit ihrem Mann und einem Neffen von Frankreich her über die Alpen in die Schweiz, um zu meinem Grossvater nach Luzern zu reisen. Dies wurde ihr verwehrt. Die Schweizer Behörden steckten sie in ein Auffanglager im waadtländischen Bex. Später kamen sie zu anderen Verwandten nach Basel. Der Aufenthalt in Luzern wurde ihnen trotz Hinterlegung einer Kaution verweigert. 1945 wurde meine Grosstante nach Frankreich ausgeschafft. In einer damaligen Statistik konnte ich lesen, dass die Luzerner Fremdenpolizei während des Krieges einen Unterschied zwischen jüdischen und nichtjüdischen Flüchtlingen machte. Dies erkennt man schon an der Tatsache, dass jüdische Organisationen und Privatpersonen finanziell für die jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz aufkommen mussten. Für die anderen Flüchtlinge sorgte der Staat. Mein Lehrer war über meine Diplomarbeit begeistert ...

Wie meine Beziehung zur Schweiz ist? Hier bin ich geboren, und hier fühle ich mich wohl. Dass das Wort jüdisch in diesem Land nicht jedermann kennt, wurde mir vor ein paar Tagen bewusst: Als ich bei der Einwohnerkontrolle in Buchrain eine Bestätigung für Wochenendaufenthalter verlangte, fragte mich der Schalterbeamte, ein etwa 20jähriger Mann, nach meiner Konfession. «Jüdisch», sagte ich. «Können Sie mir das buchstabieren?» Ich tat ihm den Gefallen, und er schrieb mit. Dann zeigte er mir das Formular und fragte: «Stimmt das so?»

Heimat ist dort, wo ich mich wohlfühle, zum Beispiel in Manhattan oder in London. Dort gibt es auch Musical-Schulen. Eines Jahres will ich die Aufnahmeprüfung an eine solche Schule schaffen. Gelingt mir dies nicht, so werde ich vielleicht Modedesigner. Ein Berufsberater sagte mir einmal, dass er mich am lieb-

sten zu einem Designer in die Lehre schicken würde. Im Prinzip sehe ich mein Leben so: Ich möchte noch tausend verschiedene Dinge tun.

(Ab September 1999 wird Micha Bollag in Manhattan leben und die «American Musical and Dramatic Academy» absolvieren.)



CAROLINE HILB, 21, KREUZUNGEN

*«In erster Linie ist jemand
ein Mensch.»*

Als meine Mitschülerinnen am Lehrerseminar erfuhren, dass ich jüdisch bin, meinten einige, dass man mir das gar nicht ansehe. Ich erklärte ihnen, dass ich so jüdisch bin wie sie christlich. Sage ich, dass ich jüdisch bin, wurde ich früher oft gefragt: «Bist du Israelin?» Dann erklärte ich, dass ich nicht Israelin sein muss, um jüdisch zu sein.

«Ihr Juden seid einfach anders», meinte einmal eine portugiesische Schulkollegin zu mir. Auf meine Frage, wie verschieden, wusste sie keine Antwort. Was unterscheidet uns denn von anderen? Ob wir nun unseren Ruhetag samstags oder sonntags begehen, ist letztlich unsere eigene Sache. Ihre Aussage hat für mich aber nichts mit Antisemitismus, sondern mit Unwissenheit zu tun. Da bin ich mit meinem Urteil sehr vorsichtig. Antisemitismus fängt für mich bei der Diskriminierung an. Würde zum Beispiel jemand zu mir sagen: «Das kannst du als Jüdin nicht verstehen», würde ich mich diskriminiert fühlen. Aber das ist mir noch nie passiert.

Dass mich etwas unterscheidet, wurde mir zum ersten Mal in der zweiten Primarschulklasse bewusst. Ein älterer Schüler rief mir «Judensau» und «He, Jude» nach. Ich wusste nicht, wovon er sprach, und dachte mir: Was will der von mir? Ich hatte Angst vor ihm und erzählte es nur meiner besten Freundin, die mich jeweils tröstete. Lange habe ich es meinen Eltern verschwiegen – wohl aus Scham. Es lag auch daran, dass ich als Achtjährige keinen Bezug zwischen der Schule und dem Elternhaus herstellen konnte und auch zu jung war, um die Tragweite oder Bedeutung eines solchen Verhaltens zu verstehen. Das Wort «Jude» gefällt mir ohnehin nicht. Es klingt so hart. Das Wort an sich hinterlässt einen bitteren Nachgeschmack, weil es von den Nazis missbraucht wurde. Auf Französisch hört sich «juife» viel weicher an.

Als ich am Mittwochnachmittag, als alle anderen in meiner Klasse schulfrei hatten und ins Hallenbad gingen, in den Religionsunterricht in Kreuzlingen musste, wäre ich lieber nicht jüdisch gewesen. Dieser Unterricht war wirklich schlimm für mich. Wir waren nur zu viert. Meistens war ich mit meinem ein Jahr älteren Bruder Thomas alleine.

Wie gerne hätte ich mich vor diesen zwei Stunden gedrückt! Es bereitete mir Mühe, Hebräisch zu lernen, und ich kam auch sonst auf keinen grünen Zweig. Einzig die Biblische Geschichte mochte ich.

Heute interessiert mich Geschichte ganz besonders; die Zeit des Zweiten Weltkrieges übt eine eigenartige Faszination auf mich aus. Das ist durch meine Familiengeschichte bedingt. Stammt man von einer Familie ab, die vor dem Nationalsozialismus flüchten musste, geht man anders mit der Vergangenheit um.

1939 mussten meine Grosseltern väterlicherseits von Konstanz in die Schweiz flüchten. Als sich mein Grossvater um eine Aufenthaltsbewilligung im Kanton Thurgau bemühte, wurde ihm mitgeteilt, dass er den Kanton überfremden würde. Meine Grosseltern verloren 1939 die deutsche Staatsangehörigkeit und wurden in der Schweiz erst 20 Jahre später eingebürgert. Meine Mutter ist in Heidelberg geboren, war katholisch und konvertierte zum Judentum. Sie weiss mehr über die jüdische Religion als ich. Einmal habe ich sie gefragt, weshalb sie damals übergetreten ist. Sie wollte, dass wir eine einheitliche religiöse Erziehung haben.

An den hohen jüdischen Feiertagen kommt ein Rabbiner von der liberalen jüdischen Gemeinde in Zürich zu uns nach Kreuzlingen. Vor 1938 existierte hier nämlich keine jüdische Gemeinde. Alle hier ansässigen Juden besuchten bis zu Zerstörung der Synagoge am 9. November 1938 den Gottesdienst in Konstanz. Danach wurde in Kreuzlingen ein kleiner Beetsaal eingerichtet.

Da die jüdische Gemeinde in Kreuzlingen nur etwa 60 Mitglieder zählt, spüre ich ein Gemeinschaftsgefühl und eine Freundschaft unter den hier ansässigen Juden, obwohl alle älter sind als ich. Will ich etwas über die jüdische Tradition wissen, rufe ich beispielsweise den Präsidenten der jüdischen Gemeinde in Kreuzlingen an. Dass man sich gegenseitig hilft, ist für mich keine Selbstverständlichkeit.

Durch das Judentum kann ich mich einer Gruppe zuordnen, es ist für mich eine Art Stütze und Identifikation. Mein Vater sagt das immer so schön: «Ein Reiter, der nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht.» Ich habe das Gefühl, dass ich jedoch eher politisch historisch als glaubensmässig jüdisch bin.

Jüdischsein ist für mich aber auch eine sehr traditionelle Angelegenheit, und es basiert stark auf der Familie. Deshalb ist für mich auch klar, dass ich, falls ich jemals Kinder haben werde, jüdische Elemente und Traditionen in die Erziehung einfließen lassen und sie weitergeben möchte. Ich will, dass meine Kinder die Bedeutung der hohen jüdischen Feiertage kennen- und verstehenlernen.

Als 13jährige las ich das «Tagebuch der Anne Frank». Ich fühlte mich mit ihr sehr verbunden. Manchmal stellte ich mir die Frage: Wie hättest du an ihrer Stelle reagiert? Ich glaube nicht, dass ich jemals versucht habe, die Frage zu beantworten. Ich lese sehr viel. Zum Beispiel Lessing, Kleist oder die Nachkriegsliteratur von Wolfgang Koeppen, Andersch oder Schindel.

Was ich von der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg halte? Für mich gibt es zwei Seiten: Die Schweiz hat teilweise Fehler begangen, aber ich kann ihr Verhalten nachvollziehen. Ich versuche, mir die Situation vorzustellen: Die Schweiz war umzingelt. Neben ihr war das faschistische Deutschland, Österreich, das faschistische Italien und das annektierte Frankreich. Man muss sich diese Situation vor Augen halten. Mittendrin ist die Schweiz. Die Bevölkerung hatte damals bestimmt Angst. Deshalb kann ich verstehen, dass die Schweiz versucht hat, sich auf irgendeine Art und Weise mit den Deutschen zu arrangieren, nur um nicht angegriffen zu werden. Man kann jedoch weder den Judenstempel noch, dass Leute an der Grenze direkt der SS ausgeliefert worden sind, noch die Bankengeschäfte während der Kriegsjahre verteidigen. Die Schweiz hat Tausende von Juden, die sie hätte retten können, zurückgeschickt. Aber sie hat auch 30'000 gerettet. Die zählen doch auch etwas.

Was die Situation von heute betrifft, so stelle ich mich weder gegen die Schweiz noch auf die Seite des Jüdischen Weltkongresses. Mit seinen Forderungen schaden die Juden nur sich selbst. Als Jüdin wünsche ich mir eine Aufarbeitung, aber indem ich von den Banken einige Millionen fordere, findet sie nicht statt. Im Gegenteil: Es geht nicht mehr darum, was wirklich gewesen ist, sondern darum,

wer wieviel bezahlt. Das Geld rückt in den Vordergrund und verdrängt den Dialog zwischen den Überlebenden und der Schweiz.

Meine Grossmutter mütterlicherseits lebte in Deutschland. Sie starb vor Kurzem. Als wir sie einmal besuchten, wollte ich von ihr wissen, wie ihre Einstellung gegenüber Hitler war. Sie sagte nur: «Alle haben ihn gewählt.» «Du auch?» fragte ich. Sie gab mir keine Antwort und nickte im Sessel wieder ein. Natürlich hätte ich gerne von meiner Grossmutter erfahren, was so faszinierend an Hitler gewesen war. Es genügt mir nicht, dass man sagt, er hat uns Arbeitsplätze verschafft. Das ist mir zu schwammig. Aber ich habe nicht weiter nachgefragt. Damals war ich zwölf, meine Grossmutter 75.

Meine engen Freunde sind alle Christen. Ich war noch nie in einem jüdischen Jugendbund, auch nicht auf einem Machaneh. Das liegt daran, dass ich in einem christlichen Umfeld aufgewachsen bin und mich unabhängig von meiner Religion zugehörig fühle. Für mich ist jemand in erster Linie weder jüdisch oder christlich, sondern ein Mensch. Denn letztlich haben alle Menschen die gleichen Grundgefühle und Bedürfnisse. Mir ist es egal, welcher Nationalität oder Religion jemand angehört. Solange er mich offen akzeptiert und tolerant ist, kann ich ihn ohne Wenn und Aber akzeptieren – auch wenn jemand jeden Abend den Mond anbetet.

Ich wehre mich dagegen, Menschen nach Nationalitäten zu unterscheiden. Was sagt ein Pass über mich aus? Was unterscheidet mich, äusser in gewissen kulturellen Belangen, vereinfacht gesagt, von einem Japaner? Verliebt er sich nicht genauso wie ich?

Diese Gedanken sind für mich etwas sehr Zentrales. Ich versuche wirklich, danach zu leben. Logisch halte ich mich nicht immer daran. Jeden Tag fängt das Leben irgendwie wieder von vorne an. So hat man die Chance, ihn so zu gestalten, dass sich die Fehler von gestern nicht mehr wiederholen. Denn letztlich trägt jeder Vorurteile in sich. Während der Pubertät hatte ich sie gegen die Schweizer, obwohl ich auch Schweizerin bin. Für mich waren sie «Spiessbürger» und verklemt. Das sind sie aber nicht.

Was mir die Schweiz bedeutet? Sie ist meine Heimat. Letzte Woche hatten wir am Lehrerseminar eine Austauschklasse aus Brest, das liegt in Weissrussland, zu Besuch. Wir fuhren auf den Säntis. Sie haben noch nie einen Berg oder eine Seilbahn gesehen. Immer wieder hörte ich von ihnen: «Oh, it's so nice.» Da habe ich gemerkt, dass ich stolz auf die Schweiz sein kann, stolz, ihnen so etwas Schönes zeigen zu können.

Meine Beziehung zu Israel? 1993 war ich das erste Mal dort. Bis zu diesem Zeitpunkt war für mich dieses Land nicht von grosser Bedeutung. Ich war mit Kiriath Jearim unterwegs. Das ist eine jüdische Organisation, die Dörfer für Kinder baut, die aus sozial schwierigen Familien kommen. Wir waren eine gemischte Gruppe von 10 Juden und 20 Christen und diskutierten viel miteinander. Wir besuchten auch eine palästinensische Schule. Als ich nach Hause kam, sagte ich: «In Israel möchte ich eine Weile leben.»

Zu dieser Zeit war auch der Friedensprozess in vollem Gange. Von Rabin war ich sehr fasziniert. Da entstand eine gewisse Solidarität. Als er ermordet wurde, starb etwas von dem Israel, das ich wieder besuchen wollte. Die grosse Enttäuschung war für mich, als Netanyahu gewählt wurde. Seit dem Regierungswechsel will ich nicht mehr nach Israel. Kürzlich sprach der israelische Botschafter in Deutschland an der Universität Konstanz. Er nahm Netanyahu in Schutz. Der Friedensprozess könne nicht an einer Person festgemacht werden, sagte er. Dass dieser Prozess stocke, sei nicht die Schuld Netanyahus, sondern liege an der schwierigen Umsetzung des Friedensabkommens. Vielleicht hat er recht.

Nächsten Sommer beende ich das Lehrerseminar und beginne das Jus-Studium. An diesem Studium interessieren mich vor allem soziale, rechtliche und geschichtliche Fragen.

Falls ich jemals als Lehrerin arbeite, möchte ich versuchen, meine Schüler zu kritischen Beobachtern und gebildeten Menschen zu erziehen, die bereit sind, den eigenen Standpunkt zu hinterfragen und zu überdenken. Der Lehrplan sieht vor, dass man die Schüler zu selbständigen, mündigen Bürgern erziehen, ihnen

gleichzeitig aber auch kulturelles Wissen vermitteln soll. Dass sie lernen sollen, über ihre eigenen kulturellen Grenzen zu schauen, und dabei tolerante Menschen bleiben. Wüsste ich, wie dies vermitteln, ich würde unterrichten.



TALIA HIRSCH, 22, ZÜRICH-SCHWAMENDINGEN

*«Ich gebe den Leuten keine Chance,
mich auszugrenzen.»*

Jüdischsein hat für mich viel mit Erklären zu tun. «Weshalb wohnst du als Jüdin nicht in Wiedikon wie viele andere Juden? Weshalb kommst du am Samstag in die Schule?» Solche Fragen musste ich mir sehr oft anhören.

Meine 18jährige Schwester und ich sind sehr liberal jüdisch erzogen worden und in Zürich aufgewachsen. Unsere Familie lebt das Judentum nach eigenem Gutdünken. So essen wir Schinken und auch «Züri-Geschnetztes». Damit haben wir keine Probleme. Mein Vater wurde 1948 in Israel geboren. Mit 19 Jahren verliess er das Land und reiste, wohl auf der Suche nach besseren Arbeitsmöglichkeiten, zu einem Onkel nach Deutschland. Meine Mutter stammt aus Wien. Kennengelernt haben sie sich in einem Hotel auf der Rigi, wo mein Vater als Koch und meine Mutter als Rezeptionistin arbeitete. Vor der Heirat konvertierte sie auf eigenen Wunsch zum Judentum, da ihr das Christentum nicht besonders nahestand.

Viele Christen haben keine Ahnung, wie jüdische Menschen leben. Sie können nicht zwischen orthodoxen und liberal denkenden Juden unterscheiden. Sage ich jemandem, dass ich jüdisch bin, fragen sie zum Teil noch heute: «Ist dein Vater Rabbiner? Trägt er Zapfenlocken und einen schwarzen Mantel?» Derartige Fragen ärgern mich. Obwohl ich immer wieder betone, das Jüdischsein eine Religionszugehörigkeit bedeute und keine Volkszugehörigkeit, verstehen es die wenigsten. Vielleicht liegt es daran, dass während des Zweiten Weltkrieges die Juden als Volk bezeichnet wurden, oder es liegt an den Juden selbst, da sie sich nicht anpassen möchten.

Wie ich das meine? Da ich mich integriere, erlebe ich persönlich auch keinen Antisemitismus. Ich gebe den Leuten keine Chance, mich auszugrenzen. Das heisst aber nicht, dass ich mein Jüdischsein verheimliche. Es wäre mir zum Beispiel auch nie in den Sinn gekommen, wegen Schabbat am Samstag in der Schule zu fehlen. Ich wollte dazugehören und ein Teil meiner Klasse sein.

Ich erinnere mich, wie ein religiöses jüdisches Mädchen in der Handelsschule immer im langen Jupe und in Strümpfen in der Turnstunde erschien. Sie war oft

alleine und wollte sich nicht integrieren. Besucht jemand eine öffentliche Schule, sollte er sich anpassen – auch wenn in der Thora viele Gesetze vorgeschrieben sind. Wir leben im 20. Jahrhundert. Ihr Verhalten habe ich nicht verstanden. Es war mir zu fremd. Das Mädchen suchte den Kontakt zu mir, weil es wusste, dass ich jüdisch bin. Sie dachte wohl, ich sei «ihre Rettung». Ich muss gestehen, auch für mich war und blieb sie fremd. Weshalb soll ich eine Verbundenheit ihr gegenüber empfinden, nur weil sie dieselbe Religion hat wie ich? Ich fühle mich den Menschen nahe, die ähnlich denken wie ich.

Ein religiöses jüdisches Leben könnte ich mir nie vorstellen. Okay, jeder soll seine Religion ausüben, wie er will, das tue ich auch. Ich verstehe aber nicht, warum sich religiöse Juden nicht in die Gesellschaft integrieren wollen. Sie könnten sich doch sagen: Gut, wir leben in der Schweiz und praktizieren dennoch unser Judentum, ohne uns gleich auszugrenzen. Verschliesst man sich gegen aussen, beginnen die wildesten Gerüchte zu kursieren. Man fragt sich, wie diese Menschen wohl leben. Ich vergleiche diese Situation mit einem verschlossenen Zimmer. Ist es nicht gerade dieser verschlossene Raum, der unser Interesse weckt, gleichzeitig aber auch Angst macht und uns veranlasst, zu spekulieren, was sich hinter dieser Türe verbirgt?

Die meisten meiner Freunde sind Christen. Während sieben Jahren war ich auch in einem jüdischen Jugendbund. Doch mit den meisten konnte ich nichts anfangen. Ihr Verhalten war mir zu oberflächlich. Einen guten Kontakt fand ich zu ein paar jüdischen Jugendlichen, die ich heute noch ab und zu treffe.

Ich kenne einige in meinem Alter, die sich nicht vorstellen könnten, einen christlichen Freund zu haben. Für mich ist das eine ausgrenzende Haltung. Meistens sagen jene derartiges, die sich lauthals beschweren, dass sie selbst diskriminiert und benachteiligt werden. Welche Intoleranz! Ich hatte noch nie einen jüdischen Freund – ich war auch noch nie auf der Suche nach einem. Mein Freund ist katholisch. Seit einigen Monaten leben wir zusammen. Thomas ist 23 und von Beruf Audio-Video-Elektroniker. Religion ist für uns beide kein Thema.

Letztes Jahr stellten wir an Weihnachten in unserer Wohnung einen Christbaum auf. Nicht aus religiösen Gründen. Eher wegen des gemütlichen Kerzenscheins und der Schokoladeherzen an den Tannenzweigen. Als Kind haben wir mit den Eltern meiner Mutter Weihnachten gefeiert. Nicht mit einem Christbaum, sondern mit Tannenzweigen. Ich wusste, dass ich jüdisch bin und dass wir auch Chanukka feiern. So gab es zweimal Geschenke. Wer wünscht sich das nicht? Auch mit einem nichtjüdischen Mann würde ich unsere Kinder sehr liberal jüdisch erziehen. Zurzeit ist mir die Religion unwichtig. Ich glaube, je älter man wird, desto stärker besinnt man sich auf seine Religion. Im Moment existiert für mich auch kein Gott. Ob es mir gut oder schlecht geht, bestimme ich selbst oder der Zufall. Vielleicht habe ich in dieser Hinsicht zuviel Selbstvertrauen.

Als Mädchen ging ich sehr gerne in den jüdischen Gottesdienst. Auch besuchte ich den Religionsunterricht und wurde Bat-Mizwa. Das war ein Bestandteil des Unterrichtes. Meine Beziehung zu Israel? Für mich ist es ein Ferienland, wo meine Verwandten sind. Mehr nicht. Nur weil in Israel Juden leben, muss ich mich doch nicht mit diesem Land verbunden fühlen. Überall leben doch Juden. Heute beschränkt sich das Judentum für mich auf den Freitagabend. Halte ich diesen Abend nicht ein, so fehlt mir etwas. Mir geht es ums gemütliche Zusammensein mit meiner Familie. Auch jetzt, wo ich von zu Hause ausgezogen bin. Meinem Freund sage ich immer, dass wir uns an diesem Abend erst nach 22 Uhr sehen können. Damit hat er keine Probleme. Manchmal begleitet er mich. Vor dem Abendessen segnet mein Vater den Wein und das Brot. Thomas sitzt ohne Käppi am Tisch, aber bei den Segenssprüchen erhebt auch er sich.

Vielen meiner Kollegen ist es nicht immer bewusst, dass ich jüdisch bin. Man sieht es mir auch nicht an. Erzählen sie beispielsweise einen Judenwitz, erinnere ich sie daran und fordere sie auf, solche Witze in meiner Anwesenheit zu unterlassen. Ich kann nicht darüber lachen. Das weiss jeder, der mich kennt. Dann entschuldigen sie sich und hören damit auf. Einmal erzählten mir Kollegen, welche die Rekrutenschule absolvierten, dass es immer wieder «gestampfte Juden»

zu essen gab. So nennt man im Militär Hackfleisch aus der Dose. Auf die Frage, woher dieser Ausdruck stamme, wussten sie keine Antwort. Seit ich ihnen erklärt habe, dass ich dieses Wort geschmacklos fände, und sie bat, einen anderen Ausdruck dafür zu finden, nennen sie es «das Fleisch in der Dose». Sie geben sich wirklich Mühe, und ich merke, dass es ihnen bewusst wurde, was sie sagten.

Ich habe auch schon in einem Restaurant wildfremden Menschen meine Meinung gesagt. Ich wurde hellhörig, als neben mir ein junger Mann zum anderen meinte: «Die Juden sind eben geldgierig.» Ich drehte mich zu ihm um und sagte: «Hör mal, du sitzt neben einer Jüdin.» Er habe das nicht so gemeint, meinte er entschuldigend und wurde richtig freundlich. In solchen Situationen kenne ich keine Berührungsängste. Es bringt nichts, wenn du wortlos aufstehst oder schweigend danebensitzt. Es sind Vorurteile, die sie von irgendwoher haben. Sage ich, dass ich Jüdin bin, werden sie sich vielleicht bewusst, was sie reden – ändern kann ich ihre Denkweise wohl kaum.

So spontan bin ich natürlich nicht immer. In einer Diskussion mit mehr als fünf Leuten am Tisch sage ich nicht, was ich denke. Da bleibe ich ruhig, weil ich das Gefühl habe, dass nicht alle wissen müssen, was ich denke. Vielleicht ist es auch Schüchternheit. Auch in der Schule war ich in solchen Situationen immer die Ruhigste. Unter vier Augen bin ich viel offener und sage, was mir durch den Kopf geht. Manchmal bin ich sogar zu spontan und zu ehrlich.

Was ich von der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg halte? Betrachte ich diese aus der Sicht einer Jüdin, muss ich sagen, dass sich die Schweiz gegenüber jüdischen Flüchtlingen loyaler hätte verhalten können. Antworte ich aus Distanz, als würde ich auf ein Bild schauen, antworte ich: Hört endlich mit der Kriegsvorgangenenheit auf, ich mag sie nicht mehr hören.

Bis 17jährig besass ich wegen der deutschen Staatsbürgerschaft meines Vaters einen deutschen Pass. Da sagten nichtjüdische Bekannte zu mir: «Als Jüdin hast du einen deutschen Pass?» «Die jetzige Generation in Deutschland ist doch nicht verantwortlich für die Taten ihrer Vorfahren», gab ich zur Antwort. Ich hätte

gerne meinen deutschen Pass behalten; so wäre ich automatisch EU-Bürgerin geworden. Politik hat mich noch nie sonderlich interessiert. Bis jetzt konnte mich niemand vom Zeitunglesen überzeugen. Ich sehe beim besten Willen nichts Interessantes an Krieg und Politik.

Ganz anders ist es bei Büchern. Ich bin ein richtiger Bücherwurm. Als Zwölfjährige habe ich sehr viele Romane über den Zweiten Weltkrieg gelesen. In jeder freien Minute nehme ich ein Buch zur Hand – auch während meiner Arbeit. Ich bin als Anwaltssekretärin tätig. Habe ich die Büroarbeit erledigt, hole ich ein Buch hervor. Manchmal gehe ich auch lesend durch die Strasse. Nicht immer zur Freude der Passanten. Früher war ich Stammgast in der Pestalozzi-Bibliothek. Eines Tages habe ich beschlossen, nur noch Bücher zu kaufen, mit dem Ziel, eine Wand voller Bücher zu besitzen. Auch fand ich es schade, Bücher, die mir gefallen haben, wieder zurückgeben zu müssen.

Mein spannendstes Buch? Es heisst «Ich wollte lieben und lernte hassen». Es handelt von einem Jungen, der aus einer armen deutschen Familie stammt. Ständig war er auf der Suche nach der Liebe seiner Familie. Die erhoffte Zuneigung wurde ihm verwehrt. Mit 18 Jahren landete er als Mörder in einer Jugendstrafanstalt. Oder auch das Werk von Hermann Hesse «Unterm Rad» fand ich super. Der Gedanke, dass sich einer aus Verzweiflung umbringt, weil er von allen Seiten zu stark gefördert und nie gefragt wurde, was er eigentlich wolle, finde ich sehr faszinierend. Was mir die Schweiz bedeutet? Hier fühle ich mich wohl und integriert. Ich bin Schweizerin, habe einen Schweizer Pass und bin Jüdin. Trotzdem ist mir bewusst, dass es immer einen Christoph Blocher geben wird, der gegen Ausländer und Flüchtlinge wettet. Sie sind in der Schweiz Minderheiten, und ich fühle mich mit ihnen in gewisser Weise solidarisch. Das liegt wohl daran, dass auch ich einer Minderheit angehöre, obwohl ich mich nicht als solche fühle. Was ich mit 30 tun werde? Das habe ich mich auch schon gefragt. Am liebsten sähe ich mich in einer eigenen kleinen Buchhandlung. Aber ich bin realistisch. Damit verdient man nichts. Bis heute weiss ich nicht genau, was ich eines Tages werden möchte. Bevor ich meine berufliche Situation kläre, muss ich mich von

meinen Eltern lösen. Sie bedeuten mir mehr, als ich gedacht habe. Ich vermisse sie, obwohl wir nicht immer in Harmonie zusammenlebten. Mir fehlen ihre Anwesenheit oder, so krass dies auch für mich selbst tönt, ihre Aufforderungen, endlich wieder einmal das Geschirr zu spülen.



NOAH ROTHSCHILD, 16, BASEL

*«Lange Zeit war Koch mein
Wunschberuf.»*

Ich bin orthodox jüdisch erzogen worden, trage den ganzen Tag eine Kippah und mache eine Schreinerlehre. Eigentlich weiss ich auch nicht, weshalb ich auf diese Idee gekommen bin, Schreiner zu werden. Ich weiss nur, dass ich immer gerne gebastelt habe. Ist bei uns zu Hause irgendetwas defekt, heisst es: «Noah, komm doch bitte schnell.»

Schon im Gymnasium spürte ich, dass ich den schulischen Anforderungen nur teilweise gewachsen war. Mit der schriftlichen Sprache und bei komplizierten Rechnungen hatte ich Mühe. Es fehlte mir der Wille und die Lust, mich bis zur Matura durchzuboxen. Nach dreieinhalb Jahren Gymnasium wurde ich in die Realschule versetzt. Im Werken erhielt ich immer gute Noten. So kam mir die Idee, eine handwerkliche Lehre zu beginnen. Etwas Manuelles hat mir schon immer zugesagt. Bei einem Berufsberater war ich nie. Als Bub wollte ich Koch werden. Das war lange Zeit mein Wunschberuf. Da ich koscher esse, wäre Koch zu sein natürlich ein Problem gewesen. So absolvierte ich in zwei Schreinerei-Unternehmen eine Schnupperlehre. Im August habe ich eine vierjährige Lehre als Schreiner in einem Kleinbetrieb begonnen. Der persönliche Umgang, den der Chef mit seinen sechs Angestellten pflegt, hat mir auf Anhieb gefallen. Unsere Firma ist auf Normschränke und Innenausbau spezialisiert. Meine Vorstellung, dass man in einer Schreinerei aus Massivholz Möbel schnitzt, erwies sich als ziemlich falsch. Wie unterschiedlich das Produkt auch wird: Holz ist ein faszinierendes Material. Mit eigenen Händen daran arbeiten und verfolgen zu können, wie es sich verändert und was daraus entsteht, finde ich super.

Viele Bekannte bezeichneten meine Berufswahl als interessant, was immer das auch heissen mag. Man ist sich nicht gewohnt, dass jemand in jüdischen Kreisen eine Schreinerlehre absolviert. Ich kenne nämlich keinen anderen jüdischen Schreiner in Basel. Entweder man studiert oder besucht die Handelsschule. Deshalb hat es mich auch nicht überrascht, als ein Schulkollege mich fragte, weshalb ich keine Banklehre mache.

Wie meine Familie auf meinen Berufsentscheid reagiert hat? Meine Eltern und meine Verwandten sagten: «Er hat einen aussergewöhnlichen Beruf gewählt,

aber wir unterstützen ihn in seinem Entschluss.» Meine drei Geschwister waren – erschrocken ist das falsche Wort – etwas erstaunt. Rückblickend muss ich sagen, dass die meisten Reaktionen positiv waren. Ein Freund meines Vaters hat sich kürzlich nach einem «Tag der offenen Tür» erkundigt. Da wolle er unbedingt dabei sein. Zu allen Kommentaren habe ich wenig gesagt, höchstens vielleicht: «So ist es nun mal.» An meinen ersten Tag in der Gewerbeschule erinnere ich mich noch genau: Mein Banknachbar kam in der Pause zu mir und sagte: «Gell, du bist Jude.» Ich bejahte. Viele tun sich schwer damit, das Wort Jude in den Mund zu nehmen. Wohl aus Angst, sie könnten etwas Falsches sagen. Einmal sah ich auf dem Pausenplatz, wie zwei Lehrlinge auf mich zeigten. Der eine sagte zum anderen: «Schau, das ist der Jude, von dem ich dir gestern erzählt habe.» Solche Äusserungen stören mich nicht mehr. Die überhöre ich.

Am Arbeitsplatz war meine Kopfbedeckung noch nie ein Thema. Ansonsten laufe ich mit Jeans und T-Shirt herum. Einmal fragte mich ein Arbeiter, was «milchig» und «fleischig» genau bedeute. Er habe im Fernsehen einen Film über das Schächten gesehen. Ich habe es ihm erklärt. Die Vorschrift geht auf eine biblische Forderung zurück, die heisst: «Du sollst nicht kochen das Böcklein in der Milch seiner Mutter». Nach jüdischem Gesetz dürfen «fleischige» und «milchige» Speisen weder in einer Pfanne gekocht noch miteinander zubereitet und gegessen werden.

Dass ich eine Kippah trage, gehört für mich zum jüdischen Leben. Es symbolisiert die Verbundenheit mit Gott. Gehe ich an einen Fussballmatch, scheint es mir wegen der Hooligans sinnvoller, eine Baseballmütze zu tragen.

Wie gesagt, ich bin religiös aufgewachsen. Weder fahren wir am Schabbat, noch zünden wir das Licht an – und natürlich essen wir immer koscher. Das bringt Einschränkungen mit sich, besonders im Berufsleben. In der Mittagspause kaufen sich meine Arbeitskollegen im Coop zwei Pouletschenkel. Das kann ich nicht. Ob ich das nicht auch gerne tun würde? Sagen wir es so: Manchmal wäre es praktisch, wenn ich kein koscheres Essen von zu Hause mitnehmen würde und dafür am Morgen eine Viertelstunde länger schlafen könnte. Wegen meiner Er-

ziehung habe ich die Einhaltung der Speisegesetze nie in Frage gestellt. Bis vor einigen Monaten habe ich auch auswärts Fisch gegessen. Das tue ich nicht mehr. Wer gibt mir die Garantie, dass der Fisch nicht in einer Pfanne lag, in der vorher ein Schweinskotelett gebraten wurde?

Meine orthodoxe Erziehung habe ich von meinen Eltern. Meine Mutter ist Amerikanerin. Ihr Vater hat mich einmal beim Abendessen gefragt, ob zweieinhalb Minuten für mich ein langer Zeitraum seien. Ich verneinte. Das sei die Dauer, die man benötige, um vor und nach einer Mahlzeit ein Gebet zu sprechen, meinte er. Das hat mir eingeleuchtet, und ich versuche, mich daran zu halten. Überlege ich es mir genau, so ist das Stück Brot nicht einfach ein Stück Brot, weil der Bäcker das Mehl und das Wasser zusammenmischt, sondern weil der Weizen aus der Natur stammt und die Natur Gott erschaffen hat.

Auch in der Familie meines Vaters wurde nach orthodoxen jüdischen Gesetzen gelebt. Mit dem Unterschied, dass sie unkoscheren Käse assen und am Schabbat Telefonanrufe entgegennahmen. Mein Vater wurde 1950 in Basel geboren und ist Kaufmann. Er hat mir erzählt, dass er in seiner Jugend eine Weile von all diesen Vorschriften nichts mehr wissen wollte und auswärts Fleisch ass. Es selbst zu versuchen kommt für mich nicht in Frage. Gott hat sich doch etwas dabei gedacht, als er sagte, man solle kein Schwein und kein unkoscheres Fleisch essen. Mich hat noch keiner aufgefordert, bei McDonald's einen Hamburger zu versuchen. Habe ich Lust auf einen, dann bereite ich mir zu Hause einen koscheren zu oder hoffe, im jüdischen Restaurant in Basel einen Hamburger zu kriegen. Natürlich würde ich gerne erfahren, wie ein Original-Hamburger schmeckt. Aus der Sicht der Thora ist es eine Sünde, unkoscheres Fleisch zu essen. Würde ich es dennoch tun, hätte ich Gewissensbisse. Auch wenn mich jemand dazu überreden würde, spätestens vor dem ersten Bissen würde ich sagen, stopp, ich kann nicht. Ob ich Antisemitismus erlebe? Jeder jüdische Mensch erlebt ihn. Sobald für die Umwelt ersichtlich ist, dass man jüdisch ist, wird man als Jude abgestempelt. Diese Erfahrung machte unsere Familie vor etwa fünf Jahren. Am Tag des Laubhüttenfestes waren wir auf dem Weg nach Hause. Mit uns war auch ein sieben-

jähriger Bub, ein Kind Bekannter unserer Familie. Plötzlich kam von irgendwoher ein grosser grauer Hund angerannt. Der Junge rannte aus Angst davon und versteckte sich im Gebüsch vor der Pauluskirche. Hunde spüren, wenn Menschen sich vor ihnen fürchten. So wartete der Vierbeiner ungeduldig vor dem Versteck. Mein Vater fragte die Besitzerin freundlich, ob sie ihren Hund nicht an die Leine nehmen könne. Die junge Frau beharrte auf dem Standpunkt, dass der Kleine selbst schuld sei, weil er davongerannt war. Das verbale Hin und Her dauerte etwa zehn Minuten. Das Gespräch eskalierte, als die Frau meinen Vater mit «Saujude» beschimpfte. Kaum sprach sie dieses Wort aus, verpasste er ihr eine Ohrfeige. Sie blieb verdutzt stehen. «Fass!» befahl sie ihrem Hund und zeigte auf meinen Vater. Er wich ein paar Schritte zurück, doch der Hund gehorchte ihr nicht und setzte sich brav vor Vaters Schuhe. Die Frau ging schweigend davon. Mir war bewusst, dass man dieser Frau irgendwie klarmachen musste, was sie da sagte. Aber dass mein Vater sie ohrfeigen würde, das hätte ich nicht erwartet. Er ist der Typ Mensch, der lieber das Gespräch sucht, als handgreiflich zu werden. Doch ihre Beschimpfung muss ihn dermassen wütend gemacht haben, dass er sich nicht zurückhalten konnte. Sein Verhalten hat er uns nachträglich so erklärt: «Im Prinzip schlägt man keine Frau, aber ich wollte euch zeigen, dass ihr euch in bestimmten Situationen wehren sollt.»

Einige Tage später erkannten wir die Frau auf der Strasse wieder. Mit ihrem Freund spazierte sie an uns vorbei und sagte wie beiläufig zu ihm: «Hitler hatte recht, leider hat er einige vergessen.» Hätte ich eine Schlägerei beginnen sollen? Es hätte sich nicht gelohnt, neben ihr stand doch ihr Freund ... Ich sage immer: Niemand wird als Antisemit geboren. Wächst jemand in normalen Familienverhältnissen auf, kann ich mir nicht vorstellen, dass er auf die Idee kommt zu denken: «O Gott, die Juden sind schrecklich!»

Auf der Baustelle hingegen habe ich noch nie eine antisemitische Äusserung erfahren, obwohl ich auch dort meine Kippah trage. Als mich ein Bauarbeiter nach

meinem Namen fragte, sagte ich, ich heisse Noah. Ob das ein jüdischer Name sei? Ja, ein israelischer, antwortete ich. Damit war das Gespräch beendet.

Meine Zukunftspläne? Erst mal will ich meine Lehre beenden. Ein weiterer Grund, weshalb ich Schreiner werden möchte, ist, dass dieser Beruf viele Weiterbildungsmöglichkeiten bietet. Zum Beispiel Innenarchitekt oder Hochbauzeichner. Vielleicht hole ich eines Tages auch die Berufsmatura nach oder gehe nach New York, um in einer Jeschiwa das Judentum zu studieren. In New York leben auch meine Verwandten. Ich besuche sie öfters. Ich bin gern dort.

Ich fühle mich aber auch in der Schweiz wohl. Ja, ich habe auch eine Freundin. Sie ist gleich alt wie ich und auch orthodox jüdisch erzogen worden. Seit drei Jahren sind wir ein Paar. Wir kennen uns seit dem Kindergarten. Obwohl wir uns schon zweimal trennten, haben wir wieder zusammengeftmden.

Hätten meine Eltern beispielsweise den Wunsch, von Basel wegzuziehen, würde ich sie bitten, wegen meiner Freunde, die ich seit dem jüdischen Kindergarten kenne, hierbleiben zu können. Ich habe einen Schweizer Pass, aber ich bezeichne mich nicht als einen Patrioten. Fragt mich jemand nach meiner Nationalität, sage ich, dass ich Schweizer und Amerikaner bin. Ich besitze nämlich zwei Pässe, und es gefällt mir zu sagen: «Ich bin Amerikaner.»



SARA WENGER, 16, FRAUENFELD

*«In der Synagoge vergesse ich
den Schulstress.»*

Ich möchte mich stärker mit dem Judentum auseinandersetzen. Deshalb erscheine ich in diesem Buch. Auch hätte ich gerne mehr Kontakt zu anderen jüdischen Jugendlichen. Mit ihnen würde ich über anderes reden, als ich es mit meinen christlichen Kollegen tue. Zum Beispiel über die Frage, was es bedeutet, jüdisch zu sein.

Vielleicht besuche ich einmal einen liberalen jüdischen Jugendbund in Zürich. Äusser meinen Grosseltern und einer weiteren Familie, mit der ich wenig Kontakt habe, sind wir in Frauenfeld die einzige jüdische Familie. Mein Vater ist konfessionslos. Obschon er nicht zum Judentum konvertiert ist, ist er für mich auf eine gewisse Weise ein bisschen jüdisch. Das liegt wohl daran, dass er uns an Rosch Ha-Schana und an Jom Kippur nach Winterthur in die Synagoge begleitet. Aber nur, wenn er an diesen Tagen nicht arbeiten muss. Mein Vater ist schulischer Heilpädagoge, meine Mutter Bibliothekarin. An Jom Kippur fastet er nicht, im Gegensatz zu meiner Mutter, meinen zwei jüngeren Geschwistern und mir.

Winterthur hat eine sehr kleine jüdische Gemeinde. Sie zählt etwa 50 Mitglieder. Ich gehe gerne in die Synagoge. Dort fühle ich mich wohl. Obwohl ich in Winterthur den jüdischen Religionsunterricht besucht und ein wenig Hebräisch lesen gelernt habe, verstehe ich die Gebete nicht, die in der Synagoge gesungen und gesprochen werden. Für mich ist das auch nicht von Bedeutung. Mir gefällt es, dem wohlklingenden Gesang des Vorbeters zuzuhören, den etwas monotonen Melodien zu lauschen und die feierliche Stimmung zu geniessen. Dann vergesse ich den Schulstress, und die vielen Hausaufgaben, die auf mich warten, rücken in den Hintergrund.

Im vorderen Teil der Synagoge beten die Männer, im hinteren Teil die Frauen. An den Seitenwänden befinden sich Holzbänke. Dort sitzt jeweils mein Vater. Ihm ist es lieber, etwas im Hintergrund zu sein. Das heisst aber nicht, dass er sich deshalb ausgeschlossen fühlt. Das Judentum interessiert ihn. Ich habe ihm auch schon erklärt, weshalb wir Jom Kippur und Chanukka feiern. Für meine Mutter war immer klar, ihre Kinder jüdisch zu erziehen. Ob ich es gerne hätte, wenn

mein Vater jüdisch wäre? Das habe ich mir noch nie überlegt. So, wie es ist, ist es gut. Will ich etwas über das Judentum wissen, frage ich meine Mutter. Weiss sie keine Antwort, frage ich meine Grosseltern. Diese besuchen wir auch immer an den jüdischen Feiertagen. An Rosch Ha-Schana kocht meine Grossmutter jedes Jahr dasselbe Essen: «MazzeKnöpfli» und gefüllter Fisch – so richtig traditionell. Das gefällt mir.

Bei uns zu Hause zünden wir am Freitagabend die Schabbatkerzen an und sprechen dazu einen Segensspruch. Den sage meistens ich oder meine Schwester. Anschliessend essen wir gemeinsam. Jüdischsein heisst für mich, einer Minderheit anzugehören, aber auch mit der Familie zusammenzusein. Mit zwölf Jahren wurde ich Bat-Mizwa. Was mir dieser Brauch bedeutet? Man gehört fortan zur jüdischen Gemeinschaft der erwachsenen Frauen. Die jüdische Gemeinde Winterthur organisierte deshalb für alle Gemeindemitglieder ein Fest. Bat-Mizwa zu werden war bis jetzt mein schönstes Erlebnis. Ich hatte an diesem Tag das Gefühl – es fällt mir schwer, die richtigen Worte dafür zu finden –, kein Kind mehr zu sein und nun dazuzugehören.

Um Bat-Mizwa zu werden, besuchte ich ein Jahr lang bei einer jüdischen Religionslehrerin in Zürich einen speziellen Unterricht. Sie zeigte mir, wie ein koscherer Haushalt zu führen ist, und erklärte mir, wie die Gebote umzusetzen sind. Wichtig ist mir im Judentum, die hohen jüdischen Feiertage einzuhalten. Auf koscheres Essen lege ich keinen besonderen Wert. Feiere ich die Feste, spüre ich das Jüdischsein viel stärker, als wenn ich mich koscher ernähren würde. In Frauenfeld wäre koscheres Fleisch ohnehin unmöglich zu kaufen.

Nein, momentan möchte ich nicht religiöser leben. Vielleicht eines Tages ... Dann würde ich am Schabbat ab und zu in die Synagoge gehen. Aber nicht orthodox, damit hätte ich meine Mühe. Sehe ich auf Zürichs Strassen die frommen Juden mit ihren Schläfenlocken und ihren schwarzen langen Mänteln, dann kommen sie mir sehr fremd vor. Vielleicht liegt es daran, dass ich sie nicht kenne. Obwohl sie auch jüdisch sind, besteht zwischen ihrer und meiner Lebensweise ein riesiger Unterschied. Israel löst in mir Emotionen aus. Ich habe Sympathien zu diesem Land und möchte es besser kennenlernen. Für mich ist es wie eine zweite Heimat.

Dort bin ich unter Juden und gehöre einer Mehrheit an. Vor vier Jahren war ich zum ersten Mal dort. Die Schweiz bezeichne ich als mein Heimatland. Meine beste Freundin, sie ist nicht jüdisch, wollte meine Meinung über die nachrichtenlosen Vermögen wissen. Meine Antwort? Mit der Bezahlung dieser 1,25 Milliarden Franken ist für die Schweiz die Sache wohl erledigt, aber für die Juden wird das Verhalten der Schweizer Banken und der damaligen Regierung ewig ein Thema bleiben.

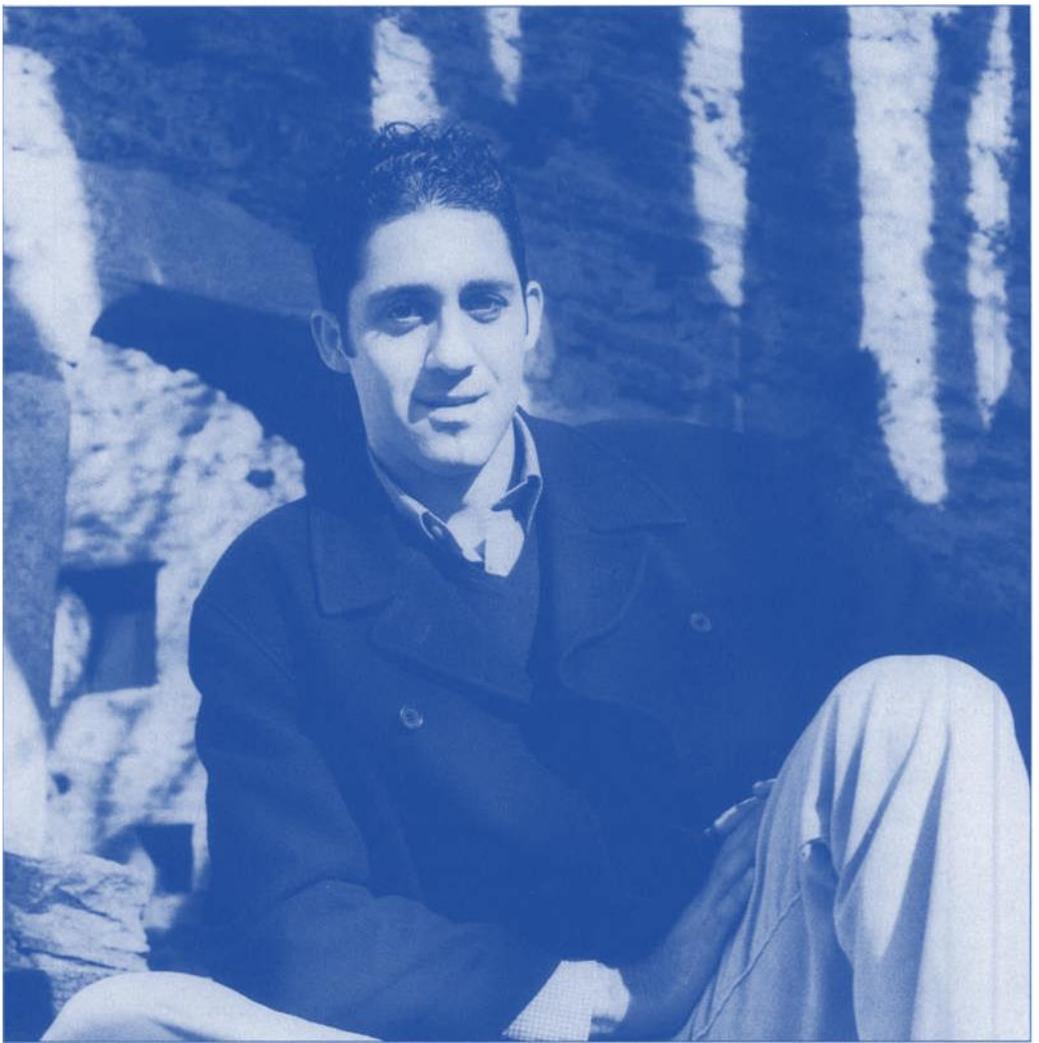
Antisemitismus erlebe ich persönlich keinen; sonst würde ich mich daran erinnern. In der Sekundarschule fragten mich meine Mitschüler, weshalb ich nicht in den Religionsunterricht komme. «Weil ich jüdisch bin», antwortete ich. Da machten sie grosse Augen. «Das sieht man dir gar nicht an.» Wie das denn sei, jüdisch zu sein, wollten sie wissen und fragten mich im selben Atemzug: «Wenn du nicht Christin bist, was bist du denn? Bist du nichts?»

Ich habe nicht viel dazu gesagt. Ich bin eher ein scheuer Mensch, und meistens fehlen mir die spontanen Antworten. Manchmal empfinde ich meine Zurückhaltung als etwas Belastendes. Dass ich mich nicht getraue, sofort jemanden anzusprechen, nervt mich. Zurückhaltung hat aber auch gewisse Vorteile. Lieber höre ich zuerst jemandem zu und mache mir ein Bild von ihm, als dass ich drauflosplappere.

Für die nächsten drei Jahre bin ich an der Diplommittelschule. Ich möchte gerne Ergotherapeutin werden und mit Kindern arbeiten. Ich lese gerne Bücher, die sich mit Jugendproblemen befassen. Mit 20 könnte ich die Ausbildung beginnen. Meine Tante hat mir von diesem Beruf erzählt, weil sie glaubt, diese Ausbildung wäre etwas für mich. Die Schnuppertage haben mir sehr gefallen, weil ich gerne Menschen helfe und gerne Kontakt habe. Ein Bürojob wäre nichts für mich. Lange hatte ich den Wunsch, Kindergärtnerin zu werden. Das hat sich geändert. Auf jeden Fall liebe ich den Umgang mit Kindern. Oft schaue ich nach den Kleinen unserer Bekannten. Zu Kindern habe ich einen besseren «Draht» als zu Erwachsenen. Der Kontakt zu Erwachsenen fällt mir schwer. Ich bin nicht der Typ, der gerne Small talk macht. Da schweige ich lieber. Unter Kindern fühle ich mich viel gelöster. Sie sind sehr ehrlich und sagen sofort, wenn sie etwas gut oder schlecht finden.

Ich habe eine Brieffreundin in meinem Alter. Sie lebt in Israel. In der Schule konnten wir durch einen Verein Adressen von Brieffreundinnen und -freunden aus aller Welt anfordern. Ich dachte, das wäre etwas für mich, eine jüdische Brieffreundin aus Israel kennenzulernen. Nachdem ich ihre Adresse erhalten hatte, schrieb ich ihr. Sie ist Palästinenserin und Musiimin. Sie heisst Nor, alle nennen sie aber Khadiya. Ich habe sie gefragt, ob es ihr nichts ausmache, dass ich jüdisch bin. Nein, das sei für sie kein Problem, da sie viele jüdische Freundinnen habe. Zu Beginn war ich etwas enttäuscht, dass sie nicht jüdisch ist. Doch dann sagte ich mir: Sie wohnt in Israel und hat Kontakt zu jüdischen Jugendlichen, das ist doch auch gut. Ein friedliches Zusammenleben zwischen Juden und Palästinensern fände ich ohnehin ein erstrebenswertes Ziel.

Meine Grossmutter war hell begeistert, als ich ihr erzählte, dass ich eine Brieffreundin aus Israel gefunden habe. Als ich hinzufügte, dass sie Palästinenserin und Musiimin ist, meinte sie erstaunt: «Damit habe ich nicht gerechnet.»



DANIEL BLUMBERG, 25, BELLINZONA

*«Ich fühle mich vor allem als
Tessiner.»*

Ich realisiere es immer noch nicht ganz, dass ich mein Medizinstudium hinter mir habe. Seit dem Gymnasium war mir klar: Ich werde Arzt. Das Studium fiel mir nicht besonders schwer, da ich ein gutes Zahlen- und Namensgedächtnis besitze. Im Gymnasium genügte einmal Lesen, damit ich den Unterrichtsstoff in meinem Kopf speichern konnte. So musste ich nicht viel lernen und erhielt dennoch gute Noten. Äusser in der Mathematik, die nicht meine Stärke ist.

Sicher hat mich mein Vater in meiner Berufswahl beeinflusst. Er ist leitender Kinderarzt im Spital Biel. Ich sah, dass er Freude an seiner Arbeit hat. Viele Ärzte üben ihren Beruf einzig wegen des Geldes aus. Das ist bei ihm ganz bestimmt nicht der Fall. Er ist ein sehr unkomplizierter Mensch. Im Spital sprechen ihn alle mit seinem Vornamen an. Für sie ist er «der Avi». Mein Vater ist in Israel geboren. Er spielt Tennis, schwimmt jeden Tag und macht Bodybuilding. Auch mit 53 Jahren kleidet er sich nicht anders als ich. Er ist ein cooler Typ.

Doch bevor ich meine Arztkarriere starte, muss ich im Frühling für sechs Monate in die Offiziersschule. Das hat seine Vorgeschichte. Eine eigenartige, das muss ich sagen. Ich habe keine andere Wahl, als meinen Leutnant «abzuverdienen», obwohl ich nie meine Einwilligung dazu gegeben habe. Da ich Medizin studiert habe, müsse ich weitermachen, teilte mir die Militärdirektion des Kantons Tessin mit. Nun gut, ich habe eingewilligt.

Mein Vater befürchtete, dass es für mich ohne Militärkarriere schwieriger sein würde, eine gute Stelle zu bekommen. Einige seiner Berufskollegen haben eine Militärlaufbahn hinter sich.

Einer meiner Kollegen bewarb sich vor einigen Jahren als Arzt in einem Tessiner Spital. Die erste Frage, die sie ihm stellten: «Wie weit sind sie im Militär?» Heute gehören solche Erkundigungen eher der Vergangenheit an. Auch wird eine Militärkarriere im Berufsleben immer öfters als Nachteil angeschaut, da man zu oft am Arbeitsplatz fehlt. Da keiner mehr nach meinem Armeegrad fragt, hätte ich mich theoretisch weigern können, Offizier zu werden. Vier meiner Kollegen befinden sich in derselben Situation wie ich. Das macht das Ganze erträglicher.

Die Offiziersschule ist eigentlich gar nichts Spezielles. Ich habe erfahren – es interessiert mich zwar nicht – dass einem der Rang des Oberleutnants «geschenkt» wird. Ich bin nicht der Militärtyp, der gerne Befehle erteilt. Bereits als Korporal in Losone wurde ich für Spezialaufgaben eingesetzt. Meine Tätigkeit bestand darin, den Rekruten eine Herzmassage und eine Lungenbeatmung zu zeigen. In Moudon werde ich die Offiziersschule absolvieren und im Sommer den Leutnant als Kompaniearzt abverdienen.

Als Jude hatte ich im Militär nie Probleme. Das hat auch mit meinem Charakter zu tun. Mir liegt eben sehr viel daran, mit den Leuten gut auszukommen. Das ist auch im zivilen Leben nicht anders. Ich kann nicht für mich alleine sein. Das haben mir auch schon meine Exfreundinnen gesagt. In der Rekrutenschule gab es noch einen zweiten Juden. Er stellte sich bei allem immer quer. Herrschte beispielsweise Rauchverbot, ignorierte er es konsequent. Deshalb nannten ihn die Rekruten «ebreo di merda». Ich musste so was nie hören.

Meine Eltern sind jüdisch. Meine Mutter ist Italienerin und stammt aus dem Piemont. Kennengelernt haben sie sich in Bologna. Damals war es bei den Israelis Mode, in Italien Medizin zu studieren. Geheiratet haben sie in Israel. Anfang der siebziger Jahre trat mein Vater in Bellinzona eine Stelle als Arzt an. Unser Tessin-Aufenthalt war aber nur von kurzer Dauer. Nach zwei Jahren übernahm mein Vater in Bern einen Posten als Kinderarzt. Ich war damals zweijährig. Sieben Jahre lebten wir in Bern. Kaum waren wir wieder im Tessin, erhielt mein Vater die Möglichkeit, als Oberarzt in der Pädiatrieabteilung des Stadtsitals Biel zu arbeiten. Diese Herausforderung wollte er sich nicht entgehen lassen. Es sei nur für ein bis zwei Jahre, meinte er. Er ist noch immer dort. Und das seit 16 Jahren. Jedes Wochenende kommt er nach Bellinzona. Als Bub sah ich ihn wirklich nicht sehr oft. Das stimmte mich traurig. War er zu Hause, herrschte eine fröhliche Stimmung. Je näher der Sonntagabend rückte, desto bedrückender empfand ich die Atmosphäre. Schlimmer muss es für meine zwei jüngeren Geschwister gewesen sein. Ich erinnere mich, wie mein Vater jeweils nach Biel zurückfuhr und mein Bruder – er war damals im Kindergartenalter – am Fenster stand und weinte.

Ich bin sehr liberal jüdisch erzogen worden. Meine Eltern gaben sich Mühe, uns Kindern etwas vom Judentum beizubringen. Vor dem Zubettgehen las meine Mutter mir manchmal einen Abschnitt aus der Bibel vor. Ich muss gestehen – das hat mich damals nicht interessiert. Jom Kippur oder andere hohe jüdische Festtage feierten wir ab und zu zu Hause, aber nur, wenn mein Vater keinen Dienst hatte. Keiner von uns ging jedoch in die Synagoge. Diese befindet sich in Lugano, und ihre Mitglieder zählen zu den orthodoxen Juden.

Bar-Mizwa wurde ich – auf Wunsch meines Vaters – in Jerusalem. Das war ein tolles Erlebnis. Ich spreche Hebräisch, lesen und schreiben kann ich es hingegen nicht. So musste ich einiges aus der Thora auswendig lernen. Ach, war ich nervös ... Wohl auch deshalb, weil es das Land meines Vaters ist. Ich fühle mich Israel sehr nahe. Es bedeutet mir mehr als meine Religion. Als vierjähriger Bub lebte ich ein Jahr in Israel. Meine schönsten Kindheitserinnerungen habe ich an Israel – mit meinem Grossvater. Er ist jetzt über 90 und erkennt mich kaum mehr. Als Kind hat er mir Hebräisch lesen und schreiben beigebracht. Das habe ich alles verlernt.

Bis vor drei Jahren war ich ein- bis zweimal jährlich in Israel. Als ich das letzte Mal in Tel Aviv gelandet bin, hatte ich Tränen in den Augen. Ich weiss auch nicht, warum. Ich liebe dieses Land. Das liegt sicherlich an meinen Erinnerungen, an der Tatsache, dass ein Teil meiner Familie und meine jüdischen Freunde dort leben und dass ich gerne hebräisch spreche. Aber es ist mehr als das. Ich finde nicht die passenden Worte dafür. Ich habe auch schöne Erinnerungen an Italien. Aber es ist nicht dasselbe. In Israel bin ich vielleicht einmal im Jahr, in Italien fast jedes Wochenende.

In Israel würde ich sehr gerne leben, aber ich bin mir fast sicher, dass ich es nicht tun werde. Die politische Situation ist mir zu instabil. Das war einer der Gründe, weshalb meine Eltern nach Europa zurückkehrten. Auch mit der israelischen Regierungspolitik bin ich nicht einverstanden. Die Existenzberechtigung des Landes stelle ich hingegen nicht in Frage. Da vertrete ich dieselbe Meinung wie mein Vater. Ich finde aber, dass Israelis und Palästinenser sich einigen sollten, in einem Staat zu leben.

Werden die Forderungen der Palästinenser nicht erfüllt, so werden die politischen Spannungen noch weitere 30 Jahre andauern.

Jüdischsein betrachte ich als etwas Kulturelles. Im Oktober dieses Jahres war ich in New York. Um die Central Synagoge, die grösste der Stadt, zu finden, lief ich einen halben Nachmittag in der Stadt herum. Zwei nichtjüdische Kollegen begleiteten mich. Sie machten sich einen Spass daraus, mir zu sagen, dass sie den Sinn nicht sähen, Stunden damit zu verbringen, eine Moschee zu suchen. Es war nicht ernst gemeint. Sie wissen, dass mich solche Äusserungen nicht im geringsten stören. Gegen vier Uhr standen wir vor der Synagoge, aber vor verschlossenen Türen. Nur dank hartnäckigem Bitten öffnete mir ein israelischer Sicherheitsbeamter. Als ich in der menschenleeren Synagoge stand, begann mein Herz schneller zu schlagen. Nicht unregelmässig, sonst wäre ich ja krank. Ich fühlte Emotionen in mir aufsteigen, die ich einige Minuten vorher nicht verspürte. Ich setzte meine Kippah auf und ging langsamen Schrittes nach vorne, wo die Thorarollen aufbewahrt werden. Meine Kollegen blieben beim Eingang zurück. Kein einziges Mal drehte ich mich nach ihnen um. Ich fühlte mich in meiner Welt. Wie ich das meine? Ich spürte ein Gefühl in mir, dass ich ein Teil des jüdischen Volkes bin.

Das Religiöse steht für mich aber im Hintergrund. Das liegt daran, dass ich das Judentum nicht praktiziere. Während meiner ganzen Schulzeit habe ich nie einen jüdischen Schüler kennengelernt. Alle meine Freunde sind Christen. Auch meine Freundin. Seit drei Jahren sind wir zusammen. Sie studiert in Freiburg Heilpädagogik. Natürlich würden es meine Eltern begrüßen, wenn sie jüdisch wäre. So hätten sie die Gewissheit, dass das Judentum weiterbestehen würde. Sie ist nicht-praktizierende Katholikin. Ihr Vater ist Italiener und ihre Mutter Deutschschweizerin. Ich könnte mir gut vorstellen, eine nichtjüdische Frau zu heiraten. Mir zuliebe müsste sie nicht konvertieren. Meine Freundin hofft einzig, dass sie es nicht meinen Eltern zuliebe tun müsste. Sie ist gegenüber dem Judentum sehr offen. Wir beide verspüren den Wunsch, die Geschichte des Alten Testaments besser kennenzulernen.

Ich sage gerne, dass ich jüdisch bin. Ich trage auch ein «Magen Dawid» – das ist ein Davidstern. Kenne ich jemanden nicht sehr gut, so sage ich: «Sono d'origine

ebraica», unter Kollegen: «Sono ebreo.» Auf Italienisch hört sich dies viel angenehmer an als «Ich bin Jude». Das Wort Jude klingt für mich sehr hart, und ich bringe es in Verbindung mit dem Zweiten Weltkrieg.

Während der Sekundarschulzeit stritt ich mich ständig mit einem Klassenkameraden. Er nannte mich «Jude», obwohl er keine Ahnung hatte, was das Wort bedeutete. «Erstens bist du ein Jude und zweitens immer der Klassenbeste», sagte er. «Du bist eifersüchtig auf mich», konterte ich. Wir haben uns oft geprügelt. Sein dummes Gerede machte mich sehr wütend. Mit der Zeit gab ich ihm keine Antwort mehr. Heute zählt er zu meinen besten Kollegen, und wir haben oft über diese Zeit gesprochen. Sein Verhalten findet er rückblickend auch ziemlich daneben.

Während zwei Jahren war er sogar der Freund meiner Schwester und manchmal bei uns zu Hause. Meiner Familie war er nicht unbedingt der Liebste, da sie mit seinen Sprüchen vertraut waren. Für sie war er ein Rassist und ein Antisemit, obwohl sie ihn kaum kannten. Dass er mit seiner undifferenzierten Art zu meinem Freundeskreis zählt, bereitet ihnen Mühe.

Im Tessin leben nur einige hundert Juden – in Bellinzona sind es zwei oder drei Familien. Wir sind nur aufgrund unseres Familiennamens aufgefallen. Der Name Blumberg gab schon in der Schule zu reden. Ob es ein Deutschschweizer oder ein hebräischer Name sei, wurde ich gefragt. Es sei ein typisch jüdischer Name, sagte ich. Mein Grossvater väterlicherseits stammt aus Kiew, meine Grossmutter aus Minsk. Auch als wir am Staatsexamen als Tessiner Gruppe aufgerufen wurden, meinte ein Experte: «Blumberg? Molto ticinese ...»

Ich fühle mich als Schweizer, primär jedoch als Tessiner. Das ist der Unterschied. Ich besitze drei Pässe. Einen israelischen, einen italienischen und einen Schweizer Pass. Am liebsten reise ich mit dem israelischen, am häufigsten mit dem Schweizer Pass. Der italienische liegt im Schreibtisch. Den werde ich hervorholen, wenn ich in Europa arbeiten möchte. Für viele zählt das Tessin bereits zu Italien. In Bern habe ich oft erlebt, dass mir Mitstudenten sagten: «Aha, gehst du übers Wochenende nach Italien?» Ich habe 17 Jahre in der Südschweiz gelebt,

wurde in Bellinzona geboren und habe hier die Sekundarschule und das Gymnasium besucht. Ich denke Italienisch. Das ist meine Muttersprache. Im Tessin ist es, im Gegensatz zur Deutschschweiz, viel unkomplizierter, Leute kennenzulernen. Die Bekanntschaften sind jedoch oberflächlicher als in der Deutschschweiz. Dort habe ich Kollegen, auf die ich mich immer verlassen kann.

Wie ich mich in zehn Jahren sehe? Ich möchte eine Familie und Kinder. Ich liebe Kinder über alles und könnte tagelang mit ihnen spielen. Im Beruf möchte ich mich spezialisieren. Vielleicht werde ich Kinderarzt. Ja, wie mein Vater. Aber nicht in einem Spital, sondern in einer eigenen Praxis. Am liebsten im Tessin.



DAVID MORALI, 18, GENF

*«Kinder verkörpern
das Leben.»*

Mein Lebenstraum ist, mit einer jüdischen Frau eine Familie zu gründen und viele Kinder zu haben. Zwischen acht und zwölf. Ja, du hast richtig gehört. Aus diesem Grund brauche ich eine gute Ausbildung, damit ich viel Geld verdienen kann. Nach dem Gymnasium möchte ich gerne am Polytechnikum in Lausanne Kommunikation studieren. Kinder kosten, und ich will, dass sie ein gutes Leben haben. Warum ich so viele Kinder möchte? Ich liebe Kinder. Sie verkörpern das Leben. Wenn du müde von der Arbeit nach Hause kommst, kannst du mit ihnen spielen, und du siehst jeden Tag, wie sie grösser werden – «c'est vraiment génial».

Mein Vater ist in Marokko geboren und hat in Genf Informatik studiert. Meine Mutter ist Schweizerin und stammt aus Basel. Sie arbeitet im Sozialdienst der jüdischen Gemeinde Genf. Beide sind jüdischer Herkunft. Ich bin hier aufgewachsen und besuche das Gymnasium. Ich habe noch eine 14-jährige Schwester und einen acht Jahre alten Bruder. Zu Hause reden wir Französisch.

In unserem Quartier wohnen viele Juden. In Genf leben etwa 6'000. Viele davon zählen sich zu den sephardischen Juden. Diese stammen aus Südeuropa und Nordafrika, im Gegensatz zu den chassidischen Juden, die ihre Ursprünge in Osteuropa haben. Fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt befindet sich eine Synagoge. Ich besuche sie oft am Schabbat sowie an den hohen jüdischen Feiertagen. In Genf gibt es fünf verschiedene Synagogen. Eine für orthodoxe Juden, eine für liberale, eine für sephardische, eine für chassidische und eine für aschkenasische.

Ich weiss natürlich nicht, ob ich eine Frau finden werde, die auch so viele Kinder haben möchte. Vielleicht gibt es sephardische Frauen, die meine Wunschvorstellung teilen. Mit 28 Jahren möchte ich heiraten. Meine Frau müsste jüdisch sein, damit wir unsere Kinder auch jüdisch erziehen können. Mit meiner letzten Freundin war ich elf Monate lang zusammen. Vor einigen Wochen haben wir uns getrennt. Sie ist katholisch. Ich fühlte mich zu ihr sehr hingezogen. Sie wusste, dass ich viele Kinder haben wollte und hätte nichts dagegen gehabt. Ich bin mir natür-

lich bewusst, dass es für sie nicht einfach gewesen ist, zu wissen, dass ich eines Tages eine Jüdin heiraten möchte.

Als meine Eltern erfuhren, dass meine Freundin nicht jüdisch ist, sagten sie: «Pass nur auf, dass diese Beziehung nicht zu lange dauert.» Da diese Freundschaft damals bereits über ein halbes Jahr gehalten hatte, wurde meine Exfreundin von meinen Eltern nicht akzeptiert. Sie haben befürchtet, dass ich sie morgen heiraten werde. Das ist doch Unsinn. Meine Eltern haben eben beide sehr jung geheiratet. Mein Vater war 24, meine Mutter ein Jahr jünger.

Meine Mutter hat mit ihr auch schon ein paar Worte gewechselt. Das war, als ich sie nach Hause brachte. «Ich möchte nicht, dass du sie hierherbringst.» Ich hatte grosse Mühe, ihren Entscheid zu verstehen. Doch was sollte ich tun? Eigentlich war meine Mutter früher nicht besonders religiös. Erst mit den Jahren ist sie es geworden.

Von meinem Vater weiss ich, dass er in seiner Jugend auch nichtjüdische Freundinnen hatte. Bei Diskussionen habe ich immer wieder dieses Argument gebracht. Was er dazu gesagt hat? Jedesmal dasselbe: «Die Beziehung zu deiner Freundin dauert bereits zu lange.» In solchen Momenten hat er gerne den einen Satz zitiert: «Wenn du dich treiben lässt, dann bleibst du.» Ob meine Eltern nun froh sind, dass ich mich von ihr getrennt habe? Ich weiss es nicht. Das Problem ist ja nicht aus der Welt geschafft.

Wäre meine Freundin nur «une copine» – alles wäre kein Problem gewesen. Selbstverständlich hatte sie mit dem Verhalten meiner Eltern grosse Mühe. Ich erzählte ihr auch vieles über das Judentum und versuchte ihr klarzumachen, dass jüdische Eltern es eben gerne sähen, wenn ihre Kinder jüdisch heiraten würden. Zu Hause führen wir einen koscheren Haushalt, und ich habe mir angewöhnt, auswärts kein Fleisch zu essen. Dabei denke ich an meine Vorfahren, die diesen Brauch auch gelebt haben. Das Judentum verbinde ich mit Lebensart und Tradition. Jüdische Familien sehen sich viel häufiger als andere. So entsteht eine engere Beziehung zu den Eltern. Ich würde mich aber nicht als besonders religiös bezeichnen.

In den meisten Fällen sage ich, dass ich jüdisch bin. Nur einmal habe ich es verschwiegen. Das war, als unsere Deutschklasse für eine Woche nach Berlin reiste. Im Rahmen einer Austauschwoche besuchten wir eine deutsche Gymnasialklasse. Jeder von uns übernachtete bei einer anderen Gastfamilie. Als «meine Familie» beim Abendessen Fleisch auftischte und ich nichts davon ass, fragten sie mich, ob ich denn kein Fleisch möge. «Ich bin Vegetarier», sagte ich.

Ich hatte Angst zu sagen, dass ich aufgrund meiner Religion kein unkoscheres Fleisch esse. Ich fürchtete mich vor Konsequenzen. Ich weiss eigentlich auch nicht genau, vor welchen. Vielleicht hat es damit zu tun, dass die Judenverfolgung in Deutschland begann. Ich bin mir bewusst, dass meine Angst unbegründet war.

Bereits vor der Abreise fragte ich meine Lehrerin, ob ich der Familie sagen solle, dass ich jüdisch bin. «Natürlich sollst du es sagen», gab sie mir zur Antwort. In meiner Klasse gibt es noch einen zweiten jüdischen Schüler. Er ist sehr religiös. Aus diesem Grund reiste er nicht mit.

Die Tochter meiner Gastfamilie – sie war in meinem Alter – wohnte auch eine Woche bei uns. Während ihres Aufenthalts sagte ich ihr, dass ich jüdisch bin. Sie nahm es zur Kenntnis, fand aber nichts Aussergewöhnliches daran.

Bis vor sechs Jahren lebte unsere Familie ausserhalb von Genf; in Bernex, einem kleinen Dorf mit 500 Einwohnern. Dort war ich der einzige Jude in der Schule. Als Bub musste ich mir manchmal Sticheleien von meinen Mitschülern anhören wie: «Du bist Jude und kein Schweizer.»

Natürlich gibt es auch in Genf Antisemitismus, wie überall. Doch im Gymnasium spüre ich ihn nicht. Dort ist das Bildungsniveau auch höher als in der Grundschule. Hier weiss jeder, was ein Jude ist. Im Deutschunterricht haben wir viel über Antisemitismus diskutiert oder im Geschichtsunterricht Bücher über den Zweiten Weltkrieg gelesen. Meiner Meinung nach hat die Schweiz damals richtig reagiert. Es ist traurig, dies zu sagen. Doch was hätte sie machen sollen, mit Deutschland als Nachbarn?

Ich bin Schweizer. Die Schweiz ist mein «pays d'origine». Manchmal fragen mich die Leute, ob ich Israeli sei. Ich erkläre ihnen, dass man als Jude auch

Schweizer sein kann. Religion hat nichts mit Nationalität zu tun.

Ob ich eine Beziehung zu Marokko habe? Ja, meine Grosseltern leben in Casablanca. Aber es ist nicht mein Land. Vor acht Jahren war ich das letzte Mal dort. Seither verspürte ich nicht mehr den Wunsch, dorthin zu reisen. Die Stadt habe ich als schmutzig und übelriechend in Erinnerung. Auch stören mich die vielen Araber, obwohl es für Juden in Marokko von jeher immer ein bisschen einfacher war als in anderen islamischen Ländern. In Marokko gibt es noch heute Synagogen. In vielen nordafrikanischen Ländern wurden die Juden gezwungen, sich den Muslimen unterzuordnen. Die Häuser von Juden mussten niedriger sein als die der Muslime. Vor 50 Jahren lebten in Marokko etwa 300'000 Juden. Heute sind es noch 2'000 bis 3'000. Die meisten von ihnen sind nach Israel ausgewandert.

Meine Grosseltern sind sehr religiös und wollen nicht von Casablanca weg. Zu Hause trägt mein Grossvater oft einen traditionellen Kaftan. Mein Vater besucht sie etwa einmal im Jahr und ermuntert sie schon seit Jahren, in Genf oder bei einem seiner sechs Brüder, die in Kanada und in Israel wohnen, zu leben.

In Israel war ich erst zweimal. Einmal mit meinen Eltern, das andere Mal mit einem jüdischen Jugendcamp. Es ist ein schönes Land, und die Idee eines eigenen Staates unterstütze ich. Dennoch könnte ich mir nicht vorstellen, in Israel zu leben. Es braucht auch Juden in der Diaspora. Es könnte nämlich sein, dass eines Tages ein arabisches Land eine Atombombe auf Israel wirft, mit dem Ziel, das Land auszulöschen. Das ist zwar eher unwahrscheinlich. Trotzdem ... Ich finde es wichtig, dass die Juden immer in der ganzen Welt verstreut bleiben. Sie müssen überall sein. Vielleicht hört sich das ein bisschen fanatisch an. Aber mein Gefühl sagt mir, dass ich mit meinen Gedanken richtig liege.

Hätte ich eine jüdische Freundin, mein Verhältnis zu meinen Eltern würde sich sicherlich verbessern. Momentan würde ich es eher als angespannt bezeichnen. Was mein grösster Wunsch ist? Eine gute Beziehung zu meinen Eltern zu haben.



ELI, 27, JOCHEWED, 25, DINI, 5, CHAWA-LEA, 3, FEIGI
BRANDEIS, 1, ZÜRICH

*«Die Schweiz bedeutet für uns
Heimat – ganz klar.»*

Jüdischsein ist das Zentrum unseres Lebens. Wir leben nach den orthodoxen Regeln, wie sie die Thora vorschreibt.

Jochewed: Ich ging in den jüdischen Kindergarten und in die jüdische Schule. Von klein auf wurden wir orthodox jüdisch erzogen. Mit 17 war ich für ein Jahr in einem jüdischen Seminar in Luzern. Das ist ein Mädcheninternat. Man lernt Hebräisch, erfährt vieles über die jüdische Geschichte und wird auf die Rolle als Mutter und Hausfrau vorbereitet.

Eli: Dieses Seminar gilt als Gegenstück zur Talmudschule. Es ist sozusagen die Jeschiwa für Mädchen. Bei der Frau bezieht sich das Studium mehr auf das Praktische. Also auf den Haushalt und auf die Kindererziehung.

Jochewed: Im Seminar habe ich aber auch eine Handelsschule absolviert. Vor der Heirat arbeitete ich als kaufmännische Angestellte.

Eli: Hat man Familie und Kinder, findet man dafür keine Zeit mehr. Vor sechs Jahren haben wir geheiratet. Ich habe einige Jahre in einer Jeschiwa in England und einige Jahre in Israel studiert. Drei Jahre lebten wir in Israel. 1996 sind wir in die Schweiz zurückgekehrt. Bei uns dreht sich alles um die Religion. Dreimal täglich bete ich in der Synagoge.

Jochewed: Vor Schabbatbeginn koche ich das Essen. Auf einer Wärmeplatte halten wir es warm. Für Teewasser stelle ich einen elektrischen Thermoskrug mit Wasser bereit.

Eli: Am Schabbat schalten wir das Licht weder ein noch aus. In den meisten orthodox-jüdischen Haushalten ist deshalb im Sicherungskasten eine Schaltuhr installiert.

Jochewed: Aber es existieren Gebote, die schwieriger umzusetzen sind. Das Pesachfest zum Beispiel gibt sehr viel zu tun. Sämtliche Küchenschränke und Kü-

chengeräte müssen gereinigt werden. Dabei muss man darauf achten, dass keine gesäuerten Getreideprodukte mehr im Haus sind. Diese Arbeit ist körperlich sehr anstrengend.

Eli: Die orthodox-jüdische Gemeinde in Zürich schickt uns von Zeit zu Zeit auch eine Liste von koscheren Produkten, die bei den Grossverteilern erhältlich sind. Es sind etwa tausend. Natürlich könnte man sie zum Teil auch zu höheren Preisen in Geschäften, die Koscherprodukte anbieten, kaufen. Dort findet man zum Beispiel problemlos Salatöl mit einem rabbinischen Signet darauf, das garantiert, dass ein Rabbiner die Produktion kontrolliert hat.

Jochewed: In den Ferien – wir waren in Saas Fee – kaufte ich eine Flasche Sonnenblumenöl. Dieses Produkt fand ich aber nicht auf der Liste. Ich bekam ein schlechtes Gewissen, weil ich das Öl bereits verwendet hatte.

Eli: Nach unseren Ferien habe ich den Rabbiner gefragt. Es stellte sich heraus, dass das Öl in Ordnung war.

Jochewed: Manchmal wäre ich um koschere Fertiggerichte froh. «Quick-Lunch» oder so. Es gibt wohl koschere Pizzas zu kaufen, aber die sind sehr teuer. Eine selbst herzustellen ist enorm zeitaufwendig. Heute Abend gab's eine. Ich stellte den Teig her, kochte eine Tomatensauce und raffelte den Käse. Da kommt einem schon der Gedanke, dass es praktisch wäre, mit den Kindern schnell zu McDonald's zu gehen.

Eli: Das ist alles Gewohnheitssache. Jetzt sehen Sie, weshalb meine Frau nicht auswärts arbeitet. Obschon ich nur koscher esse, habe ich noch nie etwas vermisst. Und du?

Jochewed: Als Kind durfte ich am Kiosk nie Cola-Frösche oder Gummibärchen kaufen. Sie seien nicht koscher, erklärten mir meine Eltern. Das habe ich wahrscheinlich verstanden. Meinen Kindern gebe ich die gleiche Antwort. Heute gibt es koschere Gummibärchen.

Eli: Ein Bekannter von mir war früher nichtpraktizierender Jude. Heute ist er sehr religiös. Das einzige, das er vermisse, sei der Rohschinken und die verschiedenen Käsesorten. Ich glaube nicht, dass uns etwas fehlt.

Jochewed: Wir haben uns immer in orthodoxen jüdischen Kreisen bewegt und kamen gar nie in eine andere Umgebung.

Eli: Wie wir uns kennengelernt haben? Durch unsere Eltern. Sie haben uns zusammengebracht. Ich habe Jochewed sechsmal getroffen, bis ich merkte, dass sie die Frau meines Lebens ist. Das habe ich einfach gespürt. Bei ausgedehnten Spaziergängen sprachen wir darüber, wie wir unsere gemeinsame Zukunft gestalten wollen. Meistens ist die erste Bekanntschaft nicht gleich die richtige. Ich hatte wirklich Glück, dass es bei der ersten Frau geklappt hat.

Jochewed: Eli war auch der erste Mann, den ich getroffen habe. Meine zwei Schwestern mussten sich sechs- oder siebenmal mit Männern verabreden, bis sie sich entscheiden konnten. Es ist wirklich selten der Fall, dass man gleich beim ersten Mal den Passenden findet.

Eli: Es kam auch schon vor, dass sich zwei verlobten und nach einigen Monaten merkten, dass sie nicht zueinanderpassten.

Jochewed: Du warst der Richtige für mich.

Eli: Meine Frau ist meistens zu Hause mit den Kindern. Das ist aber keine bewusste Abschottung. Der Mann kommt durch das Erwerbsleben eher in Kontakt mit der Aussenwelt. Dieser Kontakt ist nicht immer angenehm: Manchmal wird mir aus dem Auto «Saujude» nachgeschrien. Vielleicht will der Lenker seiner Freundin imponieren oder so. Ich habe keine genaue Regel, wie ich mich in solchen Fällen verhalte. Es kommt darauf an, wie ich am Morgen aufgestanden bin. Eigentlich lässt es mich kalt, und ich sage mir, dass das ein armer Typ ist. Manch-

mal schreie ich zurück, er solle den Mund halten. Liegt Schnee auf der Strasse, würde ich vielleicht versuchen, ihm einen Schneeball ins Fenster zu werfen.

Jochewed: Ich persönlich spüre keinen Antisemitismus. Mir hat auch noch keiner «Saujude» nachgerufen. Auch bin ich nicht so häufig wie mein Mann unterwegs. Mein Tag dreht sich um den Haushalt. Bei schönem Wetter gehe ich mit den Kindern im Park spazieren. Weshalb soll mir jemand derartiges sagen, wenn ich sie dabei habe?

Eli: Wenn ich beispielsweise in einem Laden etwas zurückgebe, das mir nicht gefällt, trage ich nicht meinen schwarzen Hut, sondern eine «Dächlikappe». Ich will nicht, dass es heisst: «Aha, der Jude hat etwas zurückgebracht.» Das war vor allem während der Zeit, als alle über die Boykottdrohungen diskutierten. Viele Schweizer wissen gar nicht, dass D'Amato und Bronfman bei den religiösen Juden verpönt sind. Die zwei stellen uns quasi als Geldfresser dar. Es gibt auch viele Holocaust-Überlebende die nicht möchten, dass man ein derart grosses Aufsehen macht.

Jochewed: Als ich am Radio Sendungen über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg hörte, dachte ich mir: Lasst doch endlich die Schweiz in Ruhe.

Eli: Das stimmt. Der Ausdruck «Das Boot ist voll» ist schlimm, aber auf eine gewisse Weise kann ich das Verhalten der Schweiz nachvollziehen. Sie war mit Hitler als Nachbarn in einem Dilemma.

Jochewed: Aber sie hätte mehr Juden helfen können. Diese Erkenntnis bringt heute zwar nichts mehr. Jene, die damals in der Regierung das Sagen hatten, leben nicht mehr.

Eli: Natürlich gibt es Leute, für die wir fremd sind. Das liegt vor allem an unserem Äusseren. Männer fallen durch ihre schwarze Kleidung und durch ihren schwarzen Hut auf. Bei den Türken sind es die Frauen mit ihren Kopftüchern.

Jochewed: Ich trage eine Perücke. Das fällt nicht auf. Die Thora schreibt vor, dass nur der eigene Mann die echten Haare seiner Frau sehen darf.

Eli: Ein weiterer Grund ist, dass das Haar der Frau als Schmuck gilt. Die Frau muss darauf achten, dass dieser andere Männer nicht anzieht.

Jochewed: Ich trage auch in der Wohnung eine Kopfbedeckung. Meistens ein Haartuch.

Eli: Ob es für uns einfacher wäre, in Israel zu leben? Vom koscheren Essen her ganz sicher. Aber wir sind beide in Zürich geboren und aufgewachsen. Ich bin Schweizer und meine Konfession ist jüdisch. Hier sind meine Wurzeln. Würde mich jemand fragen, was ich bin, käme es mir nie in den Sinn zu sagen: Ich bin Israeli. In Israel befinden sich hauptsächlich die heiligen Plätze, wie die Klage-mauer oder das Grab Rachel. Als ich sie das erste Mal besuchte, war ich emotional sehr ergriffen. Doch die jüdische Religion bedeutet mir mehr als Israel. Judentum und Zionismus sind zwei getrennte Begriffe. Es gibt ja auch viele Israelis und Zionisten, die überhaupt nicht religiös sind. Deshalb ist es nicht zwingend, dass sich ein Jude mit dem Staat Israel identifiziert.

Jochewed: In Israel fühle ich mich immer sehr wohl, aber es ist nicht mein Zuhause. In der Schweiz ist das Leben viel gemächlicher. Hier gehe ich gerne in die Migros einkaufen und finde meine bekannten Produkte. An die habe ich mich gewöhnt.

Eli: Das ist eben unsere Mentalität. Mein Ururgrossvater kam bereits 1870 in die Schweiz, nach Luzern. Mein Grossvater wohnt noch heute dort. Die Schweiz bedeutet für mich Heimat – ganz klar. Warum wir in die Schweiz zurückgekehrt sind? Es stand nie zur Debatte, immer in Israel zu bleiben. Hier fühle ich mich wohl.

Jochewed: Auch ich fühle mich in der Schweiz zu Hause. Aber ein bisschen traurig waren wir nach unserer Rückkehr schon. Ich vermisse das jüdische Alltagsleben.

EU: Hier ist aber alles viel sauberer und weniger hektisch. In Israel hat mich das ständige Gehupe der Autos immer gestört. Jedesmal, wenn wir in Kloten gelandet waren, wurden wir uns dieser wunderbaren Ruhe wieder bewusst.

Jochewed: In unserem Wohnblock wohnen viele jüdische Familien. Eigentlich würde ich gerne im Grünen leben. Das hätte aber den Nachteil, dass ich von anderen jüdischen Familien getrennt wäre. Unsere Kinder spielen nämlich sehr oft mit den Nachbarskindern. Wir haben drei Kinder. Mit ihnen spreche ich englisch. Meine Mutter ist in England geboren, mein Vater in der Schweiz. Mein Grossvater mütterlicherseits stammt aus Polen. Er flüchtete nach London. Alle seine Geschwister wurden im Holocaust umgebracht.

Wie viele Kinder wir möchten? So viele uns Gott beschert. Das heisst aber nicht, dass ich 20 Kinder haben möchte. Ich glaube auch nicht, dass ich die Kraft dazu hätte. Fragen Sie mich in zehn Jahren ...

Eli: Familienplanung gibt es nur, wenn die Gesundheit der Frau gefährdet ist. Bei uns, also bei den streng Orthodoxen, kann dies einzig der Rabbiner – in der Regel mit Beiziehung eines ärztlichen Rates – entscheiden. Was uns Kinder bedeuten? Alles. Man lebt und arbeitet für sie.

Jochewed: Ja, Kinder sind unser Leben. Ich habe gar kein Bedürfnis, arbeiten zu gehen.

Eli: Wir möchten sie streng religiös, anständig und gleichzeitig aber auch welt-offen erziehen. Sie sollen zum Beispiel wissen, was das Internet ist. Darin sehe ich keinen Widerspruch. Die jüdische Religion ist ein Lebensweg und ein Wegweiser durchs Leben. So wie es im Talmud steht. Wir besitzen keinen Fernseh-

apparat. Unsere Eltern auch nicht. Ich erinnere mich, als ich mit meinen Brüdern am Sonntagabend zu unserer Nachbarin ging, um die Sportschau zu sehen. Die Frau war alleinstehend und hatte grosse Freude, dass sie jeden Sonntagabend Besuch bekam. Heute finde ich Fernsehen eine Zeitverschwendung.

Jochewed: Ich hätte gar keine Zeit dazu. Ich bin froh, wenn ich am Abend mal ein Buch lesen oder etwas nähen kann. Nein, einen Fernseher vermisse ich nicht. Wie ich mich in zehn Jahren sehe? Ich könnte noch einige Kinder mehr haben. Ich hoffe, weiterhin an einem sicheren Ort leben zu dürfen und unsere Familie anständig durchbringen zu können. Sag du etwas ...

Eli: In der Schweiz könnte ich als Talmudlehrer, als Rabbiner oder an einer jüdischen Schule unterrichten. Doch solche Stellen sind rar. Deshalb habe ich umgesattelt und eine Handelsschule absolviert. Jetzt bin ich auf Stellensuche. Am liebsten hätte ich einen Job im Finanzbereich. Eines Tages möchte ich mich selbständig machen. Da sagt mir keiner, wann ich zur Arbeit erscheinen muss. Als Angestellter ist man immer auf andere angewiesen. Selbständig zu sein, das wäre mein «Träumli».

Ob ich mich an mein schönstes Erlebnis erinnern kann? Wir haben kein schönstes Erlebnis, wir haben ein schönes Leben.

Jochewed: Mein Leben in Israel hat mir sehr gut gefallen. Ich weiss jedoch nicht, ob ich diese Zeit als mein schönstes Erlebnis bezeichnen kann. Das Wichtigste im Leben ist, dass wir bei guter Gesundheit ein anständiges Leben führen, nach Gottes Willen.

Eli: Ich wünsche mir ein schönes Familienleben.

Jochewed: Genau.



JESSICA SALOM, 17, LAUSANNE

*«Die jüdische Gemeinde ist wie
eine zweite Familie.»*

Bis vor drei Jahren hat mir Jüdischsein nichts bedeutet. Das änderte sich, als eine jüdische Jugendorganisation aus Frankreich eine Niederlassung in Lausanne eröffnete. Meine beste Freundin hat mich darauf aufmerksam gemacht. Die Organisation nennt sich «Eclaireure, éclaireuse israelite de Suisse» und ist ein zionistischer Jugendbund. Wir tragen alle einheitliche beige Hemden und dazu ein Foulard. Meines ist grünschwarz. Diese zwei Farben repräsentieren die Gruppe Lausanne.

Jeden Sommer verbringe ich in Frankreich drei Wochen in einem Feriencamp mit jüdischen Jugendlichen aus der Westschweiz und aus Frankreich. Wir schlafen in Zelten, essen koscher und feiern gemeinsam den Schabbat. Vor und nach dem Essen wird gebetet. Seither gehe ich am Freitagabend oft in die Synagoge. Das tat ich früher nie.

Weshalb dieser Wandel? Ich weiss es auch nicht genau. Im Camp habe ich neue Freunde gefunden. Dank ihnen habe ich wiederum Leute aus der jüdischen Gemeinde Lausanne kennengelernt. Wir verbringen sehr viel Zeit zusammen.

Bei uns zu Hause haben wir nie einen jüdischen Feiertag gefeiert, auch den Schabbat nicht. Am Freitagabend zünden wir auch keine Kerzen an. Doch jetzt habe ich die Organisation und die jüdische Gemeinde, die mir das alles bieten. Alleine kann ich den Schabbat ja nicht begehen. Meine Eltern und meine zwei Brüder, der eine ist 19, der andere neun Jahre alt, interessieren sich nicht für «meine» Jugendorganisation, also diskutiere ich auch nicht mit ihnen. Meine jüdische Identität finde ich ausserhalb meiner Familie. An jüdischen Feiertagen gehe ich beispielsweise zu den Eltern meiner besten Freundin. Auch bin ich manchmal am Freitagabend bei einer jüdischen Familie zum Essen eingeladen. So ist das. In unserer Familie bin ich jetzt jene, welche die jüdischen Bräuche am meisten lebt – was ja nicht allzu schwierig ist...

Meine Eltern sind beide jüdisch erzogen worden, aber sie interessieren sich nicht besonders für das Judentum. Mein Vater stammt aus der Türkei, meine Mutter aus Ägypten. Mein Vater, er ist 45 Jahre alt, studierte am Polytechnikum in Lausanne und ist heute Ingenieur in einem Chemieunternehmen. In Lausanne hat er auch meine drei Jahre jüngere Mutter kennengelernt. Als Fünfjährige hat sie mit

ihren Eltern Ägypten verlassen. Seither lebt sie in der Schweiz und ist Dekorateurin für Innenarchitektur.

Meine Eltern sagten mir einmal, dass es nicht so wichtig sei, ob wir die Feiertage praktizieren oder nicht. Was hätte ich dazu sagen sollen? Ich finde es wichtig, die hohen jüdischen Feiertage einzuhalten. So gehen die Traditionen nicht verloren. Schon als Kind haben wir nie etwas gefeiert. An Jom Kippur, Rosch Ha-Schana und an Chanukka waren wir jeweils bei jüdischen Freunden eingeladen.

Ich bin ein Teil der jüdischen Gemeinschaft. Die jüdische Gemeinde ist für mich wie eine zweite Familie, in die ich immer aufgenommen bin und wohin ich jederzeit gehen kann. Das haben die Christen nicht. Würde ich in Spanien oder in der Türkei Juden treffen, so hätte ich dieselbe Empfindung. Dieses Gefühl von Zusammengehörigkeit habe ich auch im Camp wahrgenommen.

Ich kann zwar weder Hebräisch lesen, noch auf hebräisch beten, dennoch fühle ich mich jüdisch, obwohl ich nicht religiös bin. Auch habe ich nie den Religionsunterricht besucht. Mein älterer Bruder ging nur mit Widerwillen hin. Meine Eltern zogen daraus den Schluss, dass es wohl am Unterricht liegen müsse, und beschlossen, mich auch nicht in den Religionsunterricht zu schicken. Vielleicht habe ich dadurch etwas verpasst. Ich möchte gerne Hebräisch lernen, damit ich in der Synagoge nicht nur rumstehen muss, sondern den Worten des Vorbeters und des Rabbiners folgen kann.

An Jom Kippur fastet die ganze Familie. Ich hingegen bin die einzige, die an diesem Tag in die Synagoge geht. Mein Vater ist zwar Mitglied der jüdischen Gemeinschaft Lausanne, aber er geht nicht in die Synagoge.

Am kantonalen Gymnasium, wo ich zur Schule gehe, kümmert es keinen, ob ich jüdisch bin oder nicht. In unserer Klasse haben wir Schüler aus Indien, Griechenland und Spanien. Es interessiert sich niemand dafür, woher man kommt und welcher Religion man angehört. Du bist einfach an der Schule, das ist alles.

Meine Freizeit verbringe ich mit christlichen und jüdischen Freunden. Die meiste Zeit bin ich mit meiner jüdischen Freundin Lea zusammen.

Manchmal schauen wir bei ihr zu Hause einen Film, reden über Israel, über die Schule oder über alles mögliche ... Hätte ich einen Freund, wäre es mir egal, ob er jüdisch ist oder nicht. Wahrscheinlich werde ich darüber nachdenken, wenn ich älter bin. Bei einer Heirat würde ich vielleicht einen jüdischen Mann bevorzugen. Aber wenn ich jemanden liebe, spielt das für mich keine Rolle. Auf jeden Fall möchte ich, dass meine Kinder jüdisch aufwachsen. Da ich jüdisch bin, werden sie es ohnehin sein.

Was ich gegenüber der Schweiz empfinde? Ich fühle mich als Schweizerin, und ich bin Schweizerin. Ich liebe das Land deswegen aber nicht. Hier sind die Sommermonate viel zu schnell vorüber, und die Menschen sind zugeknöpft. Ich kenne in Lausanne viele Leute, die wirklich sehr offen sind. Aber ihre Eltern stammen nicht aus der Schweiz, sondern aus Italien, Frankreich oder Griechenland.

Ich habe weder eine Beziehung zu Ägypten noch zur Türkei. Mit meinem Vater war ich nur ein einziges Mal in seinem Heimatland. Das war, als die ganze Familie während einer Woche in der Türkei in den Ferien war. Ich war damals zwölfjährig. Vier Tag davon verbrachten wir in Istanbul. Mein Vater zeigte uns, wo er zur Schule gegangen war. Seine Eltern und seine Geschwister haben wir während dieser Woche nie besucht. Ich weiss auch nicht, weshalb. Nein, ich habe meinen Vater nie danach gefragt.

Diesen Sommer war ich für drei Wochen in Israel. Es hat mir sehr gut gefallen, aber dort leben möchte ich nie. Die Bombenanschläge machen mir Angst. Würde ich in Israel verheiratet sein, müssten meine Kinder in die Armee. Jeden Tag mit dieser Angst zu leben, ob ihnen heute wohl etwas passiere – ich wüsste nicht, ob ich damit fertig würde. Da bevorzuge ich doch lieber die ruhige Schweiz oder ein anderes Land. – Die Zeit wird es zeigen.

Im Jugendbund spürt man natürlich den zionistischen Einfluss. Israel wird als das Gelobte Land bezeichnet. Deshalb haben auch viele Jugendliche den Wunsch, eines Tages in Israel zu leben. Oft fragen sie mich, weshalb ich nicht nach Israel gehen möchte, da es doch unser Land sei. Darauf antworte ich immer:

«Ich bin Schweizerin und jüdisch, aber nicht Israelin.» Das heisst aber nicht, dass mir das Land gleichgültig ist. Ganz im Gegenteil. In Israel habe ich eben keine Familie. Es ist nicht mein Land. Das respektieren sie.

Was mir im Leben wichtig ist? Freundschaften und meine Familie. Zu meinen Eltern und zu meinem jüngeren Bruder habe ich eine gute Beziehung, nicht jedoch zu meinem älteren Bruder. Wir gehen uns aus dem Weg. Wir reden nicht darüber. Konkrete Zukunftspläne habe ich keine. Nach dem Gymnasium würde ich gerne studieren. Mich interessieren viele Richtungen. Am ehesten Informatik oder Psychologie. Mein Lebensziel? Glücklichkeit, möglicherweise mit 27 Jahren eine Familie gründen, einen interessanten Beruf ausüben und Spass am Leben haben.

(Aus dem Englischen)



ANONYM, 22, SCHWEIZ

*«Meine Eltern wollten mich vor
Antisemitismus schützen.»*

Die wenigsten Leute wissen, dass ich jüdisch bin. Aus diesem Grund möchte ich auch unerkannt bleiben. Nur die jüdische Gemeinde in meinem Wohnort weiss es und einige enge Freunde meiner Eltern. In meinem Bekanntenkreis weiss es keiner. Nicht einmal meine beste Freundin. Ich habe es bis zum Alter von zehn Jahren doch selbst nicht gewusst. Meine Eltern sagten mir immer, dass ich keine Religion habe. Ich besuchte dennoch den Religionsunterricht in der Schule. Aber nur bis zu dem Zeitpunkt, als das Neue Testament besprochen wurde. Das Alte Testament sei das Fundament aller Religionen, meinte meine Mutter, das Neue müsse ich nicht kennen. Das Alte Testament und das Judentum haben mich schon immer sehr interessiert. Nicht die Religion, sondern die Geschichte. Es war mir aber nie bewusst, dass ich dazugehöre.

An Weihnachten bekam ich Geschenke, wie alle anderen Kinder auch. Mit dem Unterschied, dass bei uns kein Weihnachtsbaum stand. Als ich meine Mutter nach dem Grund fragte, meinte sie nur: «Wir wollen die Umwelt schützen.» Mit dieser Antwort gab ich mich zufrieden und machte mir keine weiteren Gedanken darüber.

Ich erinnere mich – ich war damals zehnjährig –, wie ich wieder einmal mit meinen Eltern in die Synagoge in unserer Stadt ging. Ich sagte zu meiner Mutter: «Was soll ich in einer Synagoge, ich bin doch religionslos?» «Du bist jüdisch», sagte meine Mutter. «Ich erzähle es dir später.» Durch ihr geheimnisvolles Benehmen wurde mir klar, dass etwas anders ist. «Sage es aber nicht gleich weiter», ermahnte sie mich. Ob ich nun konfessionslos oder jüdisch war, spielte für mich damals keine Rolle. Als Kind machte ich mir über die Religion keine Gedanken. Da ich als kleines Mädchen immer alles gleich weitererzählen musste, haben mir meine Eltern die Wahrheit erst im Alter von zehn Jahren gesagt.

Heute ist mir klar, weshalb sie es mir verheimlicht haben. Sie wollten mich vor antisemitischen Angriffen schützen. Das hat mit ihrer eigenen Geschichte zu tun. Meine Eltern sind jüdisch und stammen beide aus Ungarn. Als Kinder sind sie mit antisemitischen Angriffen und Judenhass aufgewachsen.

Der Vater meiner Mutter wurde durch die Nazis in ein sibirisches Zwangslager und nach drei Jahren ins KZ Mauthausen transportiert, seine erste Frau und ihr 16 Monate alter Sohn kamen in Auschwitz ums Leben.

Dennoch konnte ich die Neuigkeit, dass ich jüdisch bin, nicht für mich behalten. Ich berichtete es meiner Lehrerin. Sie sagte nur «Ah», sonst nichts. Noch heute bereue ich, dass ich nicht meinen Mund halten konnte. Ich habe das Gefühl, ein Geheimnis ausgeplaudert zu haben. Aus der Reaktion meiner Mutter zu schließen, spürte ich, dass Jüdischsein nichts Alltägliches ist und man es besser nicht weitererzählen soll; genau wie du auch anderen nicht verrätst, wieviel dein Vater verdient.

Während dieser Zeit habe ich begonnen, mich sehr stark mit meiner Religion auseinanderzusetzen. Ich habe viel gelesen. Auch wollte ich an den hohen jüdischen Feiertagen in die Synagoge. Dieser Entschluss kostete mich sehr viele Nerven. Ich lebte ständig in der Angst, dass mich jemand sehen könnte. Meine Mutter riet mir: «Sprich dich einer darauf an, so sage ihm, dass du in der Synagoge Bekannte treffen wirst. In der Pubertät war das «Versteckspiel» am schlimmsten. Nach jedem Synagogenbesuch spürte ich eine Angst im Rücken, dass ich irgendwann darauf angesprochen werden könnte. Nun gut, diese Furcht nahm ich auf mich. Das war immer noch leichter auszuhalten, als die Wahrheit zu sagen. Als ich meinen Vater damals fragte, ob ich als «Tarnung» ein Kettchen mit einem Kreuz tragen dürfe, sagte er nur: «Das machst du mir auf keinen Fall.»

Auch heute gehe ich in die Synagoge; aber nur, wenn die hohen Feiertage auf ein Wochenende fallen. Sonst arbeite ich. Ob ich stolz auf meine Religion bin? Ist ein Katholik stolz, dass er katholisch ist? Ich kann nicht auf etwas stolz sein, das mir in die Wiege gelegt worden ist. Auf eine Religion kann man gar nicht stolz sein. Ich bin stolz darauf, dass ich mein Auto mit meinem eigenen Geld gekauft habe oder dass ich eine Stelle mit Handelsvollmacht habe.

Ob ich spüre, dass ich Jüdin bin? Würde ich dieses Gefühl kennen, könnte ich mit Ja oder Nein antworten. Wie fühlt man sich als Jude? Ich fühle mich als Mensch. Jüdischsein ist meine Religion. Wann ich das letzte Mal «richtig» jüdisch war?

Jetzt, bei unserem Gespräch. In Gegenwart meiner Mutter empfinde ich mich ebenfalls jüdisch, auch mit ihren Freundinnen oder bei Freunden, wo wir manchmal den Beginn des Schabbats feiern.

Auch in der Synagoge fühle ich mich jüdisch, obwohl ich mich dort ausgestellt fühle. Treffe ich auf Jugendliche, heisst es meistens: «Hallo, was studierst du?» Sage ich, dass ich nicht studiere, herrscht plötzlich Funkstille. Einem Kollegen habe ich das sicherlich schon 300mal gesagt. Und dennoch fragt er mich immer dasselbe. Manchmal empfinde ich Jüdischsein als eine Belastung. Es sind die Erwartungen, die man an einen Juden stellt: den Zwang, zu studieren, Israel besucht zu haben, in der Synagoge keine Hosen, sondern einen Rock zu tragen, Hebräisch zu können ...

Weshalb ich bis heute mein Jüdischsein verschwiegen habe? Warum muss ich es sagen? Von mir wird es erwartet, von einem Christen nicht. Sagt mir zum Beispiel meine Freundin, dass sie reformiert oder katholisch ist? Nein. Würde sie mich nach meiner Religion fragen, hätte ich keine andere Wahl, als mein Still-schweigen zu brechen. Doch bei uns ist das kein Thema. Würde sie es erfahren, unsere Beziehung wäre nicht mehr dieselbe. Davon bin ich felsenfest überzeugt. Auch viele Arbeitskollegen würden mir aus dem Weg gehen, wenn sie wüssten, dass ich jüdisch bin. Sie würden mich nicht mehr als die Person ansehen, die ich bin. Nämlich die kompetente, aufgestellte, hübsche und kluge Sachbearbeiterin. Es ist schwierig abzuschätzen, wie viele antisemitische Äusserungen ich über mich ergehen lassen müsste. Es mag sein, dass ich übertreibe. Doch ich bin mir selber zu wichtig, als dass ich mein Leben gefährden möchte. Hätte ich zur Zeit des Zweiten Weltkrieges gelebt – ich hätte mein Jüdischsein verleugnet. Ich weiss, es hätte mir nichts genützt.

Natürlich gäbe es auch Leute, die mich – Religion hin oder her – weiterhin akzeptieren würden. Mich zu «outen» ist mir jedenfalls ein zu grosses Wagnis, weil ich nicht weiss, was es auslösen würde – bei Juden und bei Christen. Die Juden wären schockiert, da ich es immer verschwiegen habe, die Christen würden meine Haltung nicht verstehen.

Ob ich mich selbst belüge? Ich glaube nicht. Ich weiss, wer ich bin und was ich kann. Ist es denn Ehrlichkeit, jedem zu sagen: «Übrigens, ich bin jüdisch.» Dieses Bedürfnis hatte ich noch nie.

Dass der Antisemitismus zugenommen hat, erstaunt mich nicht. Es vergeht doch kein Tag, an dem du nicht in den Zeitungen über nachrichtenlose Vermögen liest oder im Fernsehen das Verhalten der Schweiz gegenüber Nazideutschland analysiert wird. Jetzt steht auch noch die seelische Verarbeitung dieser Zeit bevor. Ich kann das alles nicht mehr hören – geschweige ein Mensch, der Antisemit ist. Es ärgert mich auch masslos, dass im Zusammenhang mit dem Holocaust die Zigeuner, die Schwulen und die Behinderten kaum erwähnt werden. Auch sie wurden, wie die Juden, unschuldig umgebracht.

Ich bin ein Einzelkind, mein Vater starb vor einigen Jahren. Würden sich, rein theoretisch, alle Bekannten und Freunde von mir abwenden – es bliebe mir nur noch meine Mutter.

Ich muss gestehen: Einmal fühlte ich mich sehr in die Enge getrieben. Das war beim Tod meines Vaters. Er wurde im Ausland beerdigt. Einer seiner Arbeitskollegen fragte mich sehr direkt, wie dies noch kein anderer getan hat, ob wir nun jüdisch seien oder nicht. «Mein Vater ist jüdisch», antwortete ich. In solchen Situationen belastet mich mein Verhalten. Hin und wieder wäre es mir lieber, keiner Religion anzugehören. Am liebsten wäre ich nur ich selbst. Nicht, dass es mich stört, jüdisch zu sein, aber es muss nicht gleich jeder wissen. Die Leute sollen mich wegen meiner Person und nicht wegen meiner Religion mögen oder meiden. Am schönsten wäre es natürlich, von allen geliebt zu werden. Wer wünscht sich das nicht?

Jüdische Freunde in meinem Alter habe ich keine. Die, welche ich kennengelernt habe, passen mir ganz und gar nicht. Mir kommt dazu ein Beispiel in den Sinn: Bei einem Familienfest sass ich an einem Tisch mit Jugendlichen. Alle Gespräche drehten sich einzig um das Gymnasium, um die Universität oder über die möglichen Studienrichtungen. Und ich, die Minderwertige, die nur eine kaufmännische Lehre absolviert hat, sass stumm da. Ihr grossspuriges Gerede hat mich richtig angekotzt. Sie sitzen auf dem Geld ihres Vaters und führen gross-

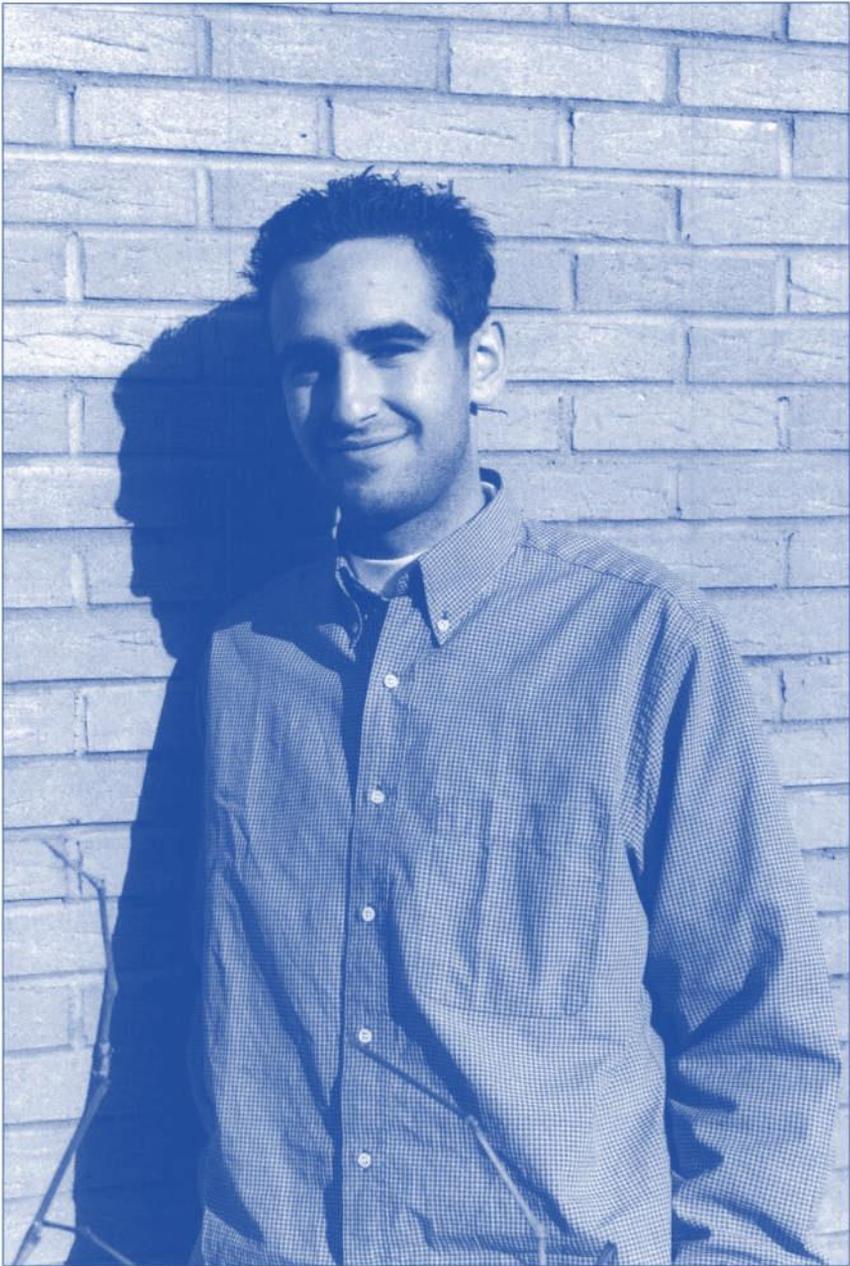
spurige Gespräche. Ich kenne nur diese Art von Juden und möchte sie nicht verurteilen. Bestimmt gibt es auch andere.

Mein ehemaliger Freund wusste auch nicht, dass ich jüdisch bin. Er war es mir nicht wert. Weder wusste er, was ein Jude ist, wer Hitler war noch dass es den Holocaust gab. Das ist die grösste Bildungslücke, die ein Mensch haben kann. Geistig hatte mein Exfreund das Niveau eines Kindes. Als am Fernsehen immer häufiger Sendungen zum 50. Jahrestag des Holocaust ausgestrahlt wurden, sagte er eines Abends zu mir: «Ich will mir ein Hakenkreuz kaufen.» Ich traute meinen Ohren nicht und fragte ihn, weshalb er sich keinen Judenstern annähen wolle. «Weisst du, ich will zu den Guten gehören,» So denken viele Antisemiten.

Als ich mich von ihm trennte, sagte ich zu meiner Mutter – wir sprechen übrigens ungarisch miteinander «Eigentlich wäre es an der Zeit, einen jüdischen Mann kennenzulernen. Mit ihm könnte ich offen über meine Religion reden.» Ich sollte doch in ein jüdisches Skilager gehen, riet sie mir. Dort würde ich junge jüdische Männer kennenlernen. Ein gutgemeinter Rat, doch ich hasse nichts mehr als Ferienlager und Skifahren.

Vor ein paar Jahren war ich in Amerika. In Miami leben jüdische Bekannte meiner Mutter, die wir über Pessach besuchten. Bei Tisch herrschte eine sehr lockere Stimmung. Die einen rauchten, die anderen kommentierten die Gebete. In Amerika habe ich mich wirklich sehr frei gefühlt.

Beeindruckt hat mich in Miami auch ein junger, gutaussehender Mann. Er arbeitete in einem Kleiderladen. Er trug schulterlange Haare und ein offenes Hemd. Auf seiner Brust baumelte eine Kette mit einem grossen Davidstern. So was würdest du in der Schweiz nie sehen. Ich muss sagen – in Amerika könnte sogar ich mir vorstellen, einen Davidstern zu tragen.



RICARDO GUTH, 20, KINDHAUSEN, AG

*«Die Zeit der Assimilation
ist vorbei.»*

Bei Tele 24 arbeite ich in einer Jugendsendung als «VJ». Es ist eine Infotainmentsendung mit dem Namen «Zap Zone» und wird alle zwei Wochen ausgestrahlt. Das mache ich aber nur nebenbei, da ich in Genf internationale Beziehungen studiere. Als 15jähriger habe ich einmal die Schule geschwänzt und bei Radio 24 gehört, dass sie eine Stimme für ihre neue Jugendsendung «Blinker» suchen. Ich habe mich beworben und bin so beim Radio gelandet. Zweieinhalb Jahre war ich dabei, anschliessend begann ich bei «Zap Zone». Elektronische Medien sind mein Ding. In der Schule haben mir die Lehrer gesagt, dass ich nicht schreiben könne. Eigentlich plagt mich beim Fernsehmachen ein schlechtes Gewissen. Warum? Weil ich in meiner Sendung Unsinn erzähle. Was soll ich machen? Ich kann ja nicht eine Sendung produzieren, die keiner will. Wie kommt man sonst zu seinem Erfolgserlebnis? Auch finde ich, dass die Leute sehr viel Zeit vor der Kiste verschwenden. Ein Jugendlicher guckt täglich durchschnittlich HO Minuten in die Röhre. Ein Rentner in einem Altersheim drei Stunden oder mehr. Das spannende am Fernsehmachen ist, satirische Geschichten zu erzählen. Das eckt an. Und das gefällt mir. Die Zuschauer wollen so was sehen. Momentan würde es mir keinen Spass machen, tiefschürfender zu sein. Ich habe mir doch auch nie eine Informationssendung für Jugendliche angeschaut. Das tun ältere Leute. Junge kommen auch ohne Fernsehen zu ihren Infos.

Bevor ich mich beim Radio bewarb, hatte ich eine längere Diskussion mit meinem Vater. «Juden gehören nicht in die Medien», meinte er. «Sie sollen sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen.» Die Haltung meines Vaters ist ein bisschen zwiespältig, da ihm meine Satiresendung nämlich gefällt ... Meine Eltern finden es auch schlecht, dass Roger Schawinski Erfolg hat. Als erfolgreicher Jude schaffe man sich bei Nichtjuden nur Neider, sind sie überzeugt. Zudem würden diese in ihrem Vorurteil bestärkt, dass die Medien von Juden beherrscht werden.

Als Ruth Dreifuss zur Bundesrätin gewählt wurde, war meiner Mutter eher zum Trauern zumute. Sie sagte: «Begeht eine jüdische Bundesrätin einen Fehler, so werden alle Juden dafür verantwortlich gemacht.»

Meine Eltern sind sehr stark von den Kriegsjahren geprägt. Meine Grossmutter mütterlicherseits flüchtete 1936 aus Polen, mein Grossvater zwei Jahre später. Sie besaßen eine kleine Bar, welche die Kosaken immer wieder zerstörten. Sie drohten ihnen, dass im nächsten Pogrom die Juden die ersten sein würden. Aus Angst wanderten meine Grosseltern nach Argentinien aus. Ihre Furcht vor Nichtjuden hat sich auch auf meine Mutter übertragen.

Der Grossvater väterlicherseits verliess in den dreissiger Jahren aus wirtschaftlichen Gründen die Schweiz. Er wanderte nach Argentinien aus. Auf der Schiffsüberfahrt buffelte er Spanisch und fand in Argentinien eine Stelle als Übersetzer für Deutsch, Spanisch und Französisch. Argentinien war damals ein aufblühendes Land. Meine Eltern sind beide dort geboren und haben sich in Buenos Aires kennengelernt. Dort leben mehrere 100'000 Juden. Es ist die viertgrösste jüdische Gemeinde der Welt. Meine Mutter arbeitete dort als Hebräischlehrerin. Als meinem Vater in der Schweiz ein Job als Ingenieur angeboten wurde, packten sie ihre Koffer und kamen 1978 hierher. Meine drei Schwestern, sie sind 28, 25 und 21 Jahre alt, sind in Argentinien geboren – ich in der Schweiz.

Mein Vater zeigt auch wenig Verständnis dafür, dass ich mich in einem Buch porträtieren lasse. Auch hier: Nur nicht auffallen. Im Alltagsleben verschweigt er, dass er jüdisch ist. Kommen ihm antisemitische Äusserungen zu Ohren, schluckt er leer und sagt nichts. Da bin ich eher das Gegenteil. Das ist generationenbedingt. Ich sage, dass ich jüdisch bin. Mit der Gründung des Staates Israel ist das Selbstbewusstsein der Juden gewachsen. Ich vertrete die Ansicht, dass die Juden aufrecht stehen, sich verteidigen und sich nicht verstecken sollen. Äussert sich jemand antisemitisch, soll man sich nicht scheuen, ihm zu sagen, was man von ihm hält.

Der aufkeimende Antisemitismus in der Schweiz hat mich jedoch erstaunt. Vor all diesen Diskussionen hatte ich das Gefühl, dass er kein Thema mehr sei. Schmierereien an jüdischen Friedhöfen habe ich als eine Tat von Spinnern abgetan. Aber die Holocaust-Debatte hat gezeigt, dass der Antisemitismus sich durch das ganze Volk zieht. Wie ich damit umgehe? Wie kann ich etwas zerstören, das seit 2'000 Jahren existiert?

Einer, der diese Einstellung schon von zu Hause mitbekommen hat – Leute in Stereotypen einzuteilen –, der tut es auch als Erwachsener. Lernt man im Elternhaus, antisemitisch zu sein, dann ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass man es bleibt.

Es braucht nur einen reichen Juden, damit sich Leute mit vorgefassten Meinungen bestätigt fühlen können, dass Juden viel Geld besitzen. In Japan waren vor einigen Jahren antisemitische Bücher einen Bestseller, die behaupteten, die Juden wollten die japanische Wirtschaft beherrschen. Obschon in Japan keine Juden leben, existiert Antisemitismus auch in diesem Land. Wo immer man das Wort jüdisch einmal gehört hat, gibt es ihn.

Wo für mich Antisemitismus beginnt? Wozu muss ich das wissen? Fühle ich mich angegriffen, dann spüre ich es. In dieser Beziehung bin ich sehr sensibel. In der Kantonsschule Baden bezeichnete mich ein Mitschüler einmal als «Saujude». Das hat mich derart wütend gemacht, dass wir uns geprügelt haben. Diese Schlägerei wird wohl nicht seine Meinung geändert haben, aber sie hat meine Wut gemindert. Dieses Wort wird er in meiner Anwesenheit sicherlich nie mehr benutzen.

Ich bezweifle, dass die Schweizer mich als Schweizer sehen. Auch ich sehe mich nicht als Schweizer. Ich bin es auf dem Papier. Ich erinnere mich – ich war damals sieben Jahre alt –, wie mich Schüler in der Primarschule Bergdietikon als Tamielen verschrien haben. Eigentlich ist meine Hautfarbe nicht sehr dunkel. Die Leute tippen eher auf einen Italiener. Vielleicht fühle ich mich deshalb nicht als richtiger Schweizer, weil meine Familie 40 Jahre in Argentinien gelebt hat. Was heisst schon, sich als Schweizer zu fühlen? Ich weiss es nicht. Meine Heimat ist die Schweiz, da ich hier aufgewachsen bin.

Ob ich einen Bezug zu Argentinien habe? Äusser zur Sprache habe ich keine Beziehung zu diesem Land, und ich habe es auch noch nie besucht. Zu Hause sprechen wir spanisch. Was meine Familie argentinisch macht, ist die Tatsache, dass sie einen Teil ihres Lebens dort verbracht hat. Was mir Israel bedeutet? Dort lebt mein Volk. Bis vor vier Jahren habe ich Israel verteidigt. Ich habe meine Meinung geändert. Vielleicht hört sich das antizionistisch an, aber ich weiss

nicht, ob Israel das Recht hatte, seinen Staat auf palästinensischem Boden zu gründen und seine Bewohner zu vertreiben.

Was mein Jüdischsein anbelangt, schlage ich meiner Mutter und nicht meinem Vater nach. Meine Mutter stammt aus einem religiös jüdischen Elternhaus, mein Vater aus einem sehr liberalen. Äusser dem Beginn des Schabbats wurde in seiner Familie kein religiöser Brauch eingehalten. Da prallten zwei Welten aufeinander. Aus religiöser Sicht ist unsere Familie ein völliger Mix.

Ich bete dreimal am Tag, esse koscher und halte die Schabbatgesetze ein. Warum ich das tue? Ich glaube an die Thora. Manchmal fragt sich mein Vater, weshalb ich im religiösen Denken eher wie meine Mutter bin. Das ist eine Entwicklung. Bereits als Bub haben mich jüdische Bücher interessiert. Die «Sprüche der Väter», oder der «Chumasch», die fünf Bücher Mose. In der Kantonsschule Baden habe ich zu Beginn meinen Mitschülern beim Mittagessen gesagt, dass ich nur vegetarisch esse. Den wahren Grund habe ich verschwiegen. Bis ich gemerkt habe, dass es mich mehr Mühe kostet, zu verheimlichen, dass ich jüdisch bin und deswegen auswärts kein Fleisch esse, als die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit akzeptieren die Leute.

Vor vier Wochen bin ich aus der Rekrutenschule entlassen worden. Zu Beginn hatte ich ein sehr mulmiges Gefühl, Militärdienst leisten zu müssen. Die Angst war unbegründet: Meine Vorgesetzten waren sehr zuvorkommend. Mir wurden ohne Problem vegetarisches Essen und auch die jüdischen Feiertage bewilligt.

Jeden Morgen habe ich für das Morgengebet Tefillin gelegt. Das sind zwei schwarze Lederkapseln mit Gebetsriemen, die am linken Arm und an der Stirne festgebunden werden. Die anderen Rekruten haben zuerst ein bisschen seltsam geschaut, im Sinne von: Ein Spinner mehr im Militär, was soll's. Mich erstaunte, dass sie nicht einmal gefragt haben, was ich da tue. Während der Zeit der vielen jüdischen Feiertage – von 103 Rekrutentagen habe ich nur 89 absolviert – sprachen einige Rekruten nicht mehr mit mir, weil sie das Gefühl hatten, sie kämen zu kurz. Die fehlenden 14 Tage muss ich in einem zusätzlichen WK nachholen.

Einzig als der Koch mir ein vegetarisches Schnitzel zubereitete, meinte ein Rekrut, ich sei ein ewiger «Schoggibueb» und müsse immer eine Extrawurst haben. Im Moment war ich sprachlos und wusste nicht, was antworten. Glücklicherweise hat mich der Koch in Schutz genommen. Er finde es richtig, dass ich ein Extraessen bekomme, meinte er. Dem Rekruten sagte ich als Argument: «Sorry, ich kann auch nichts dafür.» Er meinte, es sei doch nur ein dummer Spruch gewesen.

Natürlich kam während der Rekrutenschule auch das Thema nachrichtenlose Vermögen zur Sprache. Ein Rekrut – er wusste, dass ich jüdisch bin – versuchte, sich mit mir anzufreunden. Ich mochte ihn ganz gut. Doch von dem Moment an, als er sehr bestimmt behauptete, dass die jüdischen Organisationen die Welt beherrschen, gab es einen Bruch zwischen ihm und mir. Ich konnte nicht mehr auf dieselbe Art auf ihn zugehen. Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass der Jüdische Weltkongress, dessen Boykottandrohungen ich auch verurteilt habe, eine amerikanische und keine weltweite Organisation ist. Bei diesem Gespräch habe ich erkannt, dass man gegen vorgefasste Meinungen machtlos ist.

Im Militär wurde ich nie als Jude blossgestellt. Das lag wohl daran, dass ich sofort sagte, dass ich anders bin. Ganz im Gegensatz zu einem jüdischen Rekruten, der in unserer Kompanie Dienst leistete und einzig an zwei hohen Feiertagen fehlte. Er betonte vor anderen Soldaten immer wieder, dass er nicht anders sei als sie. Versucht sich jemand krampfhaft zu integrieren, sagen die Nichtjuden viel eher: «Du bist nicht wie wir.» Vielleicht hatte ich aber ganz einfach Glück. Auch wenn ich mich anpasse – es hilft mir nichts. Das hat die Geschichte doch gezeigt. Als Hitler an die Macht kam, lebten in Deutschland sehr viele assimilierte Juden. Und in diesem Land begann der organisierte Antisemitismus, der industrielle Mord. Alle sind umgekommen, ob fromm oder nicht, ob hochgeschätzte Wissenschaftler oder kleine Angestellte. Es macht mich traurig, dass viele Juden nichts daraus gelernt haben, denn Gleichsein schützt vor Verfolgung nicht. Es gibt aber auch eine Tendenz, dass viele Juden wieder religiöser leben. Dazu zähle auch ich mich. Die liberalen Juden sind nämlich mit einem Riesenproblem konfrontiert, da sie immer weniger zu einer richtig praktizierenden, wissenden

Religion gehören. So verschwinden die jüdischen Traditionen, und Kinder, denen dieser Einblick fehlt, assimilieren sich viel schneller und verheiraten sich mit Nichtjuden.

Eine christliche Frau zu heiraten wäre für mich unvorstellbar. Wie kann ich eine Frau küssen, wenn ich im Hintergrund Weihnachtsmusik höre? Bis jetzt habe ich mein Verliebtsein steuern können. Das hat wirklich nichts mit Ausgrenzung zu tun. Ich akzeptiere die anderen, so wie sie sind. Toleranz heisst für mich nicht, gleich wie sie zu werden. Der Zeitgeist der Assimilation ist vorbei. Entweder gibt man sich als Jude vollständig auf, oder man wird religiös. Alles andere wird kaum eine Zukunft haben.



DALIA FRITZ, 22, PIETERLEN, BE

*«Am liebsten würde ich in Israel
Villen bauen.»*

Vom Gefühl her bin ich Israelin, vom Temperament her eher Schweizerin. Meine Mutter wurde 1949 in Jemen geboren. Als sie noch ein Baby war, emigrierte sie mit ihren Eltern nach Israel. Das war zu jener Zeit, als fast sämtliche jemenitischen Juden in den neu gegründeten Staat auswanderten.

Meine Eltern haben sich in Israel kennengelernt und haben auch dort geheiratet. Mein Vater ist Schweizer und arbeitete damals für Siemens. Ich glaube, meine Mutter hätte meinen Vater nicht geheiratet, wenn er nicht zum Judentum übergetreten wäre. Sie ist nämlich in religiöser Tradition aufgewachsen. Vor 25 Jahren sind meine Eltern in die Schweiz gekommen, weil mein Vater hier ein Haus gebaut hat.

In der Schule haben sie mich natürlich gefragt, woher ich komme. Aus meinem Äusseren haben sie geschlossen, dass ich ein «Mischling» sei. Als ich sagte, meine Mutter stamme aus Israel und mein Vater sei Schweizer, kombinierten sie richtig: «Ah, dann bist du Jüdin.» Als eine Schulkollegin jedoch hinzufügte: «Ihr feiert sicher den Ramadan», schaute ich sie mit grossen Augen an.

Jüdin ist ein allgemeiner Begriff. Eigentlich bin ich halb Jemenitin und halb Schweizerin. Für meine Schulkolleginnen war ich mehr Israelin als Schweizerin. In Israel nennen mich meine Freunde spasseshalber «die Schweizerin». In solchen Momenten weiss ich wirklich nicht, wohin ich gehöre. Mein Gefühl sagt mir, dass ich Jüdin bin. Fragt mich jemand im Ausland, woher ich komme, sage ich, aus der Schweiz. Fragt man mich dasselbe in der Schweiz, gebe ich zur Antwort: «Ich bin halb Israelin.» Oft tippen die Leute auf Spanierin oder Italienerin. Seit der zweiten Primarschulklasse lebe ich in Pieterlen. Das ist ein Dorf mit rund 4'000 Einwohnern. Bis nach Biel sind es nur acht Kilometer. Mein Bruder ist zehneinhalb Monate jünger. Wir verstehen uns ausgezeichnet. Der junge Mann auf dem Kissen ist übrigens mein Bruder. Er heisst Ofer, was auf hebräisch soviel wie «Bambi», bedeutet. Mein Vater besitzt hier eine Kunsthandlung. Meine Mutter arbeitet im örtlichen Altersheim.

Die Gemeinde wusste lange nicht, dass wir jüdisch sind. Das hat unser Vater in die Wege geleitet. Erst vor einigen Tagen habe ich die neue Steuerklärung erhalten. Auch dieses Jahr steht auf den Formularen: Dalia Fritz, protestantisch. Ich habe das Wort durchgestrichen und durch das Wort jüdisch ersetzt.

Unser Vater hat uns immer empfohlen: «Wenn ihr in der Schule nach eurer Religion gefragt werdet, sagt, dass ihr protestantisch seid.» Ich weiss auch nicht, warum er uns das geraten hat. Ich habe ihn nie danach gefragt. Vielleicht hatte er Angst, dass wir gehänselt werden. Meine Mutter meinte nur: «Was ihr in der Schule erzählt, ist eure freie Entscheidung. Ihr kennt beide Religionen.» An den Vorschlag meines Vaters haben wir uns nicht gehalten. Ich habe ihm gesagt, dass ich damit nicht einverstanden sei und auch nicht protestantisch bin. Mit meinem Entscheid, denke ich, ist er zufrieden. Das wichtigste für ihn ist, dass ich mich entschieden habe. Persönlich kann es zum Problem werden, wenn man – vom Glauben her – nicht weiss, woran man glaubt. Die Hauptsache ist, man hat einen Glauben.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, als auf dem Pausenplatz ein Unbekannter – ich war damals 14 Jahre alt und ging in die siebte Klasse – jedem Schüler ein Büchlein in die Hand drückte. Es war das Neue Testament. Ich wusste beim besten Willen nicht, was damit anfangen. Mir war klar, dass ich es nie lesen würde. Fortschmeissen wollte ich die Bibel aber nicht. Für mich ist ein Testament etwas Heiliges. Ich fand eine gute Lösung. Auf dem Nachhauseweg warf ich die Bibel kurzerhand in den nächsten Briefkasten. Somit war die Sache für mich erledigt, und ich musste kein schlechtes Gewissen haben.

Ich glaube an Gott. Ich sehe ihn jedoch nicht bildlich vor mir. Er schwebt in der Luft, ist durchsichtig und überall. Wenn ich sehr traurig bin, bete ich. Dann fühle ich mich besser und hoffe, dass Gott mich erhört hat. Als Kind habe ich jeden Abend gebetet. Ich betete, dass es meiner Familie gutgeht und dass sie gesund bleibt. Danach habe ich die Augen nicht mehr geöffnet und auch kein Wort mehr gesprochen, bis ich eingeschlafen bin. Heute bete ich vor allem während der Prüfungszeit oder wenn ich nicht einschlafen kann. Ich studiere am Technikum in

Biel im ersten Semester Architektur. Ich bete zu Gott, und das auf hebräisch, dass ich am nächsten Tag eine gute Prüfung schreibe. Bis jetzt hat er mich erhört...

Ich bezeichne mich nicht als religiös. Trotzdem bin ich froh, dass meine Mutter uns die jüdischen Traditionen weitergegeben hat, auch wenn wir in der Schweiz leben. Als Zwölfjährige wurde ich Bat-Mizwa, mein Bruder ein Jahr später Bar-Mizwa. Meine Grossmutter väterlicherseits hätte es gerne gesehen, wenn ich konfirmiert worden wäre. Sie sagte oft: «Geht ihr jetzt nicht in die Sonntagschule?» Ich verneinte. In diesen Momenten spürte ich eine Art Barriere zwischen uns. Ich bin mir auch nicht sicher, ob sie meine Mutter vollständig akzeptiert.

Ab und zu gehen wir, das heisst meine Mutter, mein Bruder und ich, in Biel in die Synagoge. Wir sind Mitglieder der jüdischen Gemeinde Biel. An den hohen Feiertagen ging ich immer zur Schule. Meine Eltern wollten nicht, dass ich durch diese Absenzen möglicherweise antisemitische Äusserungen zu hören bekäme. Fiel der Fastentag auf einen schulfreien Samstag oder auf einen Sonntag, dann fastete ich. Heute ist das nicht anders. Ich würde sonst zuviel von meinem Studium verpassen.

Ich war auch schon «berufeshalber» in der Synagoge. Ich bin gelernte Hochbauzeichnerin. In meinem jetzigen Studium war ein Thema dem «Sinn der Perspektive» gewidmet. Ich zeigte dem Dozenten eine Zeichnung aus dem Innern der Synagoge. Er fragte mich, ob ich das selbst gezeichnet habe und ob ich einen Bezug zu diesem Gebäude habe. Ich nickte. Ob man die Synagoge jederzeit von innen besichtigen könne, fragte er weiter. Ich könne einen Schlüssel organisieren, antwortete ich. Nein, ich sagte nicht, dass ich jüdisch bin. Er wusste, dass meine Mutter Israelin ist. Ich denke, es hätte für ihn klar sein müssen. Vielleicht hat er sich nicht getraut, danach zu fragen. Interessiert hat es ihn bestimmt.

Während ich mich in einer Synagoge wohlfühle, ist in der Kirche das Gegenteil der Fall. Mit meinem Freund, wir sind seit über zwei Jahren zusammen, war ich an einer Taufe – ihm zuliebe. Ich hatte das Gefühl, nicht dazuzugehören. Aus diesem Grund verstehe ich, wenn mein Freund nicht an jüdische Anlässe mitkommen mag. Als ich ihn fragte, ob er zu einer Bildervernissage von jüdischen

Künstlern mitkommen wolle, sagte er, dass er sich dort ausgeschlossen fühlen würde, obwohl er noch nie dabei war. Es nützt auch nichts, wenn ich ihm klarzumachen versuche, dass er wie die anderen aussieht und dass es keinen interessiert, welcher Religion er angehört.

Jüdische Freunde habe ich vor allem in Israel. Jedes Jahr besuche ich sie und natürlich meine Familie. Das sind für mich immer die schönsten Wochen des Jahres. In Israel bin ich glücklich. Auch habe ich die Möglichkeit, wieder mit anderen hebräisch zu sprechen. Zu Hause spreche ich mit meiner Mutter und manchmal auch mit meinem Bruder hebräisch.

Was mir dieses Land bedeutet? Wärme, Wohlbefinden, Familie und Freundschaften. Alle sind so unkompliziert. Will ich Freunde treffen, muss ich nicht zuerst telefonieren, sondern ich gehe spontan vorbei. In Israel ist man viel offener als in der Schweiz. Man sagt dem anderen direkt ins Gesicht, was man von ihm denkt. Das ist mir viel lieber, als wenn Menschen ihre Gefühle nicht zeigen. Vielen Schweizern fehlt es an Spontaneität. Sie sagen nicht, was sie denken, und behalten ihre Gefühle lieber für sich. So weiss man nie genau, woran man mit ihnen ist.

In unserer Familie haben wir uns auch schon die Frage gestellt, ob wir nicht in Israel leben wollen. Einzig mein Vater weiss nicht, was er will. Das Land sei politisch unsicherer als vor 20 Jahren, findet er. Ich stelle nur immer fest, dass er in Israel viel lebendiger und unternehmungslustiger ist als in der Schweiz. Hier geht er dauernd ins Geschäft, das sich im gleichen Haus wie unsere Wohnung befindet.

Nach einem Monat Israel fällt mir der Abschied immer sehr schwer. Am liebsten möchte ich dort bleiben. Bei der Abreise kommen mir jedesmal die Tränen. Warum? Man weiss doch nie, ob man die Menschen, die man liebt, zum letzten Mal sieht. Was mich auch traurig stimmt, ist die Tatsache, dass ich wieder ein ganzes Jahr warten muss, um sie zu umarmen und um mit ihnen zusammenzusein.

Ich habe einen Schweizer und einen israelischen Pass. Mit dem israelischen fühle ich mich wohler. Reise ich nach Israel, zeige ich den israelischen, kehre ich in die Schweiz zurück, nehme ich den Schweizer Pass zur Hand. Das ist einfacher.

In Israel vermisse ich meinen Freund und auch meinen Vater. Doch alles kann man nicht haben. Mein Vater kommt wegen seines Geschäfts meistens nicht mit. Meine Grosseltern in Israel wissen nicht, dass ich einen christlichen Freund habe. Sie sind sehr religiös. Am Schabbat zünden sie zum Beispiel kein Licht an. Ich sage es ihnen absichtlich nicht. Würden sie es erfahren, wären sie womöglich enttäuscht. Ich will kein «Gstürm». Dennoch spüre ich von meinen israelischen Verwandten einen gewissen Druck. Sie würden sich alle freuen, wenn ich in Israel heiraten würde. Diese Vorstellung bringt mich in einen «Clinch». Sobald die Rede auf einen Freund kommt, fragen sie: «Ist er jüdisch?» Meine Mutter würde das nie fragen. Sie war schon immer auf die Situation gefasst, dass ich eines Tages vielleicht einen christlichen Freund haben werde.

Nach dem Studium möchte ich für ein bis zwei Jahre in Israel leben und als Architektin arbeiten. Ob das gutgehen wird, weiss ich nicht. Ich kenne das Land ja nur aus den Ferien. Doch nur so kann ich mich entscheiden, ob ich in der Schweiz oder in Israel leben möchte. Wie es mit meinem Freund und mir weitergehen wird, wenn meine Pläne konkret werden, ist für mich ein weiteres Fragezeichen. Mein Wunsch ist natürlich, dass wir zusammenbleiben.

Am liebsten würde ich in Israel Villen bauen. Wie meine Traumvilla aussehen müsste? Es wäre ein grosses Haus in elegantem Stil, mit Marmorsäulen, vielen Rundungen, breiten Treppen und Räumen mit viel Licht, ja, mit sehr viel Licht.



FABIENNE HORNUNG-ENGELMAYER, 25, ZÜRICH

*«Auch als religiöse Frau will ich Spass
am Leben haben.»*

Orthodox jüdisch zu sein erfordert manchmal sehr viel Flexibilität und Spontaneität. In den Ferien bin ich auch schon beinahe in einen Schabbat reingereist. Mein Mann und ich bereisten einen Monat lang Chile. An einem Donnerstagabend bestiegen wir in Santiago einen Zug in Richtung Temucco. Mit acht Stunden Verspätung fuhren wir los, so dass wir bis Schabbatbeginn nur die halbe Strecke zurücklegen konnten. In einem kleinen Nest stiegen wir aus und übernachteten. Wir fuhren erst nach Ende des Schabbats weiter.

Während unserer Chile-Reise habe ich auf nichts Religiöses verzichten müssen. Weder auf meine Kopfbedeckung noch auf unser eigenes koscheres Essen. Das haben wir auf unserem Gaskocher zubereitet. Wir reisten per Anhalter, erkundeten die Gegend auf Pferden und fuhren Mountainbike. An sich waren das keine typisch orthodoxen Ferien ...

Ich halte mich an die Gesetze der Thora. Es gibt natürlich bequemere und weniger angenehme Bestimmungen. Am einschneidendsten empfinde ich hier in der Diaspora die Essensvorschriften. Einen koscheren Haushalt zu führen erfordert viel Know-how; besonders das Beschaffen von Lebensmitteln. Auch das Auswärtsessen ist ziemlich eingeschränkt, da es in Zürich nur zwei Koscher-Restaurants gibt. Trotzdem kommt mir deswegen der Spass am Leben nicht abhanden.

Natürlich muss jedermann für sich entscheiden, wie er leben möchte. Man ist und bleibt ein Jude, auch wenn man die Gesetze nicht alle befolgt. Ich persönliche bemühe mich, sämtliche Vorschriften gleichermassen zu befolgen, da ich Jüdischsein nicht als ein Wunschprogramm, sondern vielmehr als eine Verpflichtung betrachte. Das Judentum ist etwas Überlebenswürdiges, und ich möchte es meinen Kindern weitergeben. Damit sie nicht nur aufgrund ihres Nachnamens wissen, dass sie jüdisch sind.

Ich markiere sehr bewusst, dass ich jüdisch bin. Wie? Ausserhalb unserer Wohnung bedecke ich meine Haare entweder mit einer Perücke, mit einem Hut, mit einer Baseballmütze oder mit einem Haarnetz. Die Thora schreibt eine Kopfbedeckung vor, denn eine verheiratete Frau darf ihr echtes Haar keinem anderen Mann als ihrem eigenen zeigen. Ihr Haar bedeutet Schönheit und wirkt als femi-

niner Anreiz. Es steht aber nirgends geschrieben, dass man nach der Heirat nicht mehr attraktiv sein darf. Auch mit einer Perücke kannst du sehr gut aussehen. Eine Kopfbedeckung gehört für mich auch im Hochsommer, bei 35 Grad, dazu. Klar musste ich mich nach der Hochzeit erst einmal umgewöhnen. Einmal habe ich das Haus versehentlich mit unbedecktem Haar verlassen. Nach einigen Schritten habe ich es bemerkt und eilte zurück. Auch bei der Arbeit – ich bin Dentalhygienikerin – trage ich eine Perücke.

Obschon die Rolle der Frau im orthodoxen Judentum klar definiert ist, ist die Frau nicht schlechter gestellt als der Mann. Die Männer müssen viel mehr Gesetze einhalten, darum beneide ich sie nicht. Ich gebe zu, dass im orthodoxen Judentum eine konservative Rollenverteilung herrscht. Doch für mich stimmt sie. Am meisten ehrt mich, dass der Fortbestand der jüdischen Religion von der Frau abhängt. Was willst du mehr?

Mein Mann hat Medizin und Zahnmedizin studiert und arbeitet heute als Schädel-, Kiefer und Gesichtschirurg. Während seiner Studienzeit habe ich das Geld verdient. Darin sehe ich kein Problem. In ganz orthodoxen Kreisen studieren die Männer oft den ganzen Tag in einer Talmud-Hochschule jüdische Werke. Frauen führen den Haushalt, gehen einer bezahlten Arbeit nach und erziehen die Kinder. Wenn eine Frau immer noch das Gefühl hat, sie sei unterdrückt, sage ich ihr: Schau mal, was für eine Verantwortung du hast. Nicht, dass ich für mich eine solche Lebensweise möchte, aber die Verantwortung für Haus und Familie liegt ein Leben lang in den Händen der Frau.

Ich habe sehr jung geheiratet. Ich war damals 19. Mein Mann ist sieben Jahre älter. Kennengelernt haben wir uns durch unsere Familien, die miteinander befreundet sind. Wegen des Altersunterschieds hatten wir 18 Jahre lang kaum Kontakt. Wir haben uns ineinander verliebt und bald einmal habe ich gemerkt, dass er der Partner ist, mit dem ich das ganze Leben verbringen möchte.

Seit einigen Monaten wohnen wir wieder in Zürich-Wollishofen. In diesem Quartier bin ich mit meinen Eltern und meinen drei Schwestern aufgewachsen. Der Mietvertrag war bereits unter Dach und Fach, als wir uns mit dem Verwalter

nochmals in unserer zukünftigen Wohnung trafen. Mein Mann lief bereits mit dem Metermass herum. Zum Schluss unseres Gespräches sagte der Verwalter zu mir: «Ich bin sehr froh, diese Wohnung jemanden von uns vermieten zu können. Es hat in diesem Quartier ohnehin schon genug Juden und Ausländer.» Ich war sprachlos. Ich wollte nicht vorschnell reagieren und dachte mir, es sei klüger, diesen Vorfall in Ruhe mit meinem Mann zu besprechen. Wir hätten solche Bemerkungen nicht nötig, meinte er und spielte mit dem Gedanken, die Wohnung nicht zu nehmen.

Klar, die Äusserung des Verwalters versetzte mir einen Schlag in die Bauchgegend. Als Jude wird man ab und zu mit solchen Bemerkungen konfrontiert. Aber wenn dir jemand so was direkt ins Gesicht sagt, ist es anders, als wenn du nur davon hörst.

Am nächsten Tag teilte ich dem Verwalter mit, dass wir jüdisch sind. Am anderen Ende der Telefonleitung hörte ich erst mal eine Weile nichts. Ich habe richtig gespürt, wie es in seinem Kopf arbeitete. Antirassismugesetz und so ... Dann sagte er: «Das macht doch nichts. Ich habe Sie als sympathische junge Leute kennengelernt.» Die nächste Frage aber war: «Erkennt man Ihr Jüdischsein von aussen?» Ich sagte ihm, dass sich die Religion in unseren vier Wänden abspiele. Wir würden eine Mesusa an der Wohnungstüre befestigen, uns an die jüdischen Gesetze halten, und mein Mann werde eine Kippah tragen. Wenn das nicht toleriert werde, würden wir uns vom Vertrag zurückziehen.

Er müsse sich das Ganze überlegen, meinte er. Am folgenden Tag meldete er sich. Es sei in Ordnung. Dennoch sei er ein wenig enttäuscht, dass wir ihm nicht gesagt hätten, dass wir jüdisch seien, aber es solle «kein negativer Punkt sein». «Wie haben Sie sich das vorgestellt?» fragte ich ihn. Dass ich am Schluss des Gespräches meine Hand aufhalte und sage: «Entschuldigung, einen Makel habe ich; ich bin ein Jude.» Ja, ich habe mir ernsthaft überlegt, die Wohnung nicht zu nehmen. Ich wollte aber, dass der Verwalter Farbe bekennt. Wenn er uns die Wohnung aufgrund unseres Glaubens nicht geben möchte, soll er mir das ins Gesicht sagen. In der Siedlung hat es sich herumgesprochen, dass wir jüdisch sind. Einmal fragte eine Nachbarin, was denn der schiefe Thermometer an unse-

rer Wohnungstüre solle. Damit meinte sie die Mesusa. Ich erklärte ihr, dass in diesem Röhren auf einem Stück Pergamentpapier ein Haussegen eingerollt ist. Solche Fragen und Konfrontationen scheue ich nicht. Denn solange du etwas freundlich erklärst, reagieren die Leute in der Regel sehr positiv.

Natürlich war der Antisemitismus auch in den letzten Jahren immer latent vorhanden. Behauptet jemand das Gegenteil, so verschliesst er die Augen vor der Realität. Durch die Holocaust-Diskussionen wurde der Antisemitismus jedoch wieder viel mehr thematisiert.

Die Mauern und die Türe unseres Gebetssaals in Wollishofen wurden während dieser Zeit mit antisemitischen Parolen beschmiert. Das hat viele Juden schockiert. Mich nicht unbedingt. Einem jüdischen Freund haben sie die Schaufenster seiner Apotheke besprayt. Meiner Meinung nach haben sich die Schweizer Juden zu stark in die aktuelle Debatte eingeschaltet. Es ist primär ein Problem der Schweizer Banken und der Schweizer Politiker und erst sekundär ein Problem der Schweizer Juden. Deshalb bin ich diesen Diskussionen bewusst ausgewichen. Natürlich bin ich froh, dass es nach so langer Zeit zu dieser Debatte gekommen ist. Die Schweizer Politik der vergangenen 50 Jahre war doch sehr geprägt von der Neutralität. Durch die Raubgold-Debatte wurde diese Neutralität relativiert und in ein etwas anderes Licht gerückt.

Manchmal habe ich Angst, dass die Juden aus der Geschichte nichts gelernt haben. Ein Holocaust wird sich kaum mehr wiederholen. Doch die Assimilation der Juden ist wieder enorm, und man fühlt sich in der Schweiz voll und ganz zu Hause. Erschreckend finde ich zum Beispiel die hohe Rate an Mischehen.

Wie meine Beziehung zur Schweiz ist? Ich habe dieses Land gern. Ich fühle mich als Schweizerin. Ich bin hier geboren, aufgewachsen und spreche die Sprache. Patriotische Gefühle kenne ich aber keine. Mir käme es zum Beispiel nie in den Sinn, am 1. August eine Lampionkerze anzuzünden.

Unsere Zukunft planen mein Mann und ich in Israel. Er ist religiös jüdisch in Sempach und in Luzern aufgewachsen. Nach Israel auszuwandern war quasi ein Bestandteil seines Heiratsantrages. Sein Wunsch entsprach auch meinen Vorstel-

lungen. Das jüdische Volk musste sich lange genug gedulden, um in «sein» Land zurückzukehren. Zwar hat Israel heute mit vielen Problemen zu kämpfen, und es wäre illusorisch zu glauben, man käme in ein Land wo «Milch und Honig fliesst». Dennoch möchten wir diesen Neubeginn versuchen.

Zu Israel habe ich eine emotionale Beziehung, die mir zur Schweiz fehlt. Im Golan kann ich auf einem Hügel stehen, und mir kommen vor Emotionen die Tränen. Weshalb? Dieses Gefühl ist sehr schwer zu beschreiben. Ich spüre eine Art Bindung zur Erde, auf der ich stehe.

Wir wollen auch unseren Kindern ein jüdisches Bewusstsein vermitteln. In Israel besteht zwar die Infrastruktur dazu, doch ist es auch dort bestimmt keine leichte Aufgabe. Hier in der Schweiz macht bereits die Tatsache, dass dein Nachbar Jude ist, diesen zum Freund. In Israel lebst du in einem Haus nur mit Juden. Die Religion ist nicht automatisch ein Verbindungsglied, das jüdische Bewusstsein wird vielmehr auf emotionaler Ebene gefördert.

Ob ich meinen Kindern antisemitische Erfahrungen ersparen möchte? Ich weiss es nicht. Gerade die Erkenntnis, dass man oft von der Umwelt in eine Ecke gestellt wird, hat mein Jüdischsein gefestigt. Ich musste mir darüber klarwerden, wo ich stehe. In Zürich besuchte ich die jüdischen Schulen. Nach meiner Schulzeit verliess ich den geschützten Rahmen und kam, wie man so schön sagt, «auf die Welt». Plötzlich wirst du mit Fragen und antisemitischen Äusserungen konfrontiert und musst dich wehren. Das war gut für meine Persönlichkeitsbildung. Obwohl ich heute glaube, meinen Weg gefunden zu haben, verspüre ich beim Gedanken, die nächsten 60 oder 70 Jahre in Zürich zu leben, Anzeichen von Atemnot. Eigentlich wären wir zum jetzigen Zeitpunkt bereits gerne in Israel, doch durch die Ausbildung meines Mannes haben sich unsere Pläne verschoben. Unser erstes Kind kommt – so Gott will – in ein paar Wochen zur Welt. Ich habe mir immer eine Familie gewünscht. Ich hoffe, genug Kraft für mehrere Kinder zu haben. Dennoch liegt mir viel daran, jedes einzelne auf seine Art und nach seinen Fähigkeiten zu fördern.

Ich in zehn Jahren? Ich hoffe, wir werden den Sprung nach Israel geschafft haben. Aber ich bin nicht um jeden Preis bereit – nur damit ich heiligen Boden unter den Füßen habe –, in Israel zu bleiben. Wir beide kennen das Land, aber es ist ein Unterschied, ob du mit der Kreditkarte deines Vaters unterwegs bist oder ob du deine eigenen Brötchen verdienen musst.

Das einfachste und das finanziell sicherste, wäre natürlich, hier zu bleiben. Doch ich weiss nicht, ob mich das auf Dauer befriedigen würde. Ich will mir eines Tages nicht vorwerfen müssen, dass ich nur aus Bequemlichkeit in der Schweiz geblieben bin.



PASCALE NAVILLE, 24, HERRLIBERG

*«Meinen jüdischen Teil möchte
ich nicht aufgeben.»*

Bis ich zehnjährig war, sagten meine Eltern zu mir und zu meinem elfjährigen Bruder: «Seht, es gibt etwas, das man Religion nennt. Doch nicht alle Menschen haben den gleichen Glauben. Mum ist jüdisch, Dad ist christlich. Wenn ihr wollt, könnt ihr etwas davon aussuchen. Aber ihr müsst nicht. Ihr könnt mit uns einige Male in die Kirche und in die Synagoge kommen.» Bis ich zu diesem Zeitpunkt wussten wir gar nicht, dass es so etwas wie Religion gibt. Uns war klar, dass ein «Lieber Gott» existiert und dass alle Leute an ihn glauben. Wir haben auch jeden Abend gebetet.

Mein Vater stammt aus einer calvinistischen Genfer Familie. Meine Mutter aus einem traditionell jüdischen Haus. Meine Grosseltern väterlicherseits waren nicht begeistert, jemand Jüdischen in der Familie zu haben. Sie haben aber meine Mutter als Ehefrau meines Vaters akzeptiert. Dennoch habe ich das Gefühl, dass sie glücklicher gewesen wären, wenn meine Mutter eine andere Religion gehabt hätte. Meine Eltern hätten sich gerne gemeinsam von einem Rabbiner und von einem Pfarrer trauen lassen. Doch kein Pfarrer hat sich dazu bereit erklärt.

So besuchten wir am Sonntagmorgen zwei- bis dreimal die protestantische Kirche in Wetzwil und am Freitagabend die Synagoge der liberalen jüdischen Gemeinde in Zürich. Dort gab es nach dem Gottesdienst Traubensaft und Brötli. Das fanden wir cool. In der Synagoge hat uns auch gefallen, dass es viel kleiner und persönlicher zu- und herging als in der Kirche. In der Synagoge kamen die Anwesenden sofort auf uns zu und fragten, wie wir hiessen. Nach dem Kiddusch kam man ins Gespräch. Es herrschte – wie soll ich sagen – eine viel wärmere und herzlichere Atmosphäre als in der Kirche. Alle waren viel zugänglicher. Das gefiel uns. In die Kirche ging man einfach rein und setzte sich auf eine Bank. Man sang ein paar Lieder, und der Pfarrer erzählte etwas.

Als wir unsere Eindrücke unseren Eltern schilderten, meinten sie: «Gut, dann schaut doch mal, wie es euch im jüdischen Religionsunterricht gefällt.» Drei Jahre lang haben wir den «Unti» besucht. Wir lernten Hebräisch lesen und erfuh-

ren etwas über die jüdische Geschichte. Mein Bruder wurde Bar-Mizwa, ich Bat-Mizwa. Trotzdem habe ich nicht begriffen, dass ich nun jüdisch bin.

Ich begann mich mit dem Judentum auseinanderzusetzen. Nach der Matur reiste ich drei Monate in Israel, Jordanien und Ägypten herum. Schliesslich blieb ich weitere 15 Monate in Israel «hängen». Ich wollte mir ein klareres Bild von Juden schaffen. Damals setzte ich sie mit Israelis gleich und machte keinen Unterschied zwischen Religion und Nationalität.

Mein Entscheid, mich an der orthodoxen Universität «Bar Ilan» einzuschreiben, bereitete meinen Eltern grosse Mühe. Aus dieser fundamentalistischen Hochschule stammt der Mörder von Rabin. Diese grausame Tat war damals noch nicht geschehen. Sonst hätte ich diesen Entscheid nicht getroffen. Ich lernte Hebräisch, jüdische Geschichte und jüdische Literatur. Alles war jüdisch, jüdisch und nochmals jüdisch. Dieser Vorkurs hat mir sehr viel gebracht, da ich vorher sehr wenig über das Judentum wusste. Jetzt habe ich ein klareres Bild vom Judentum.

Während dieser Zeit hatte ich einen religiös-jüdischen Freund. Mit ihm führte ich mehrere Gespräche über das Praktizieren des Judentums. Ich wollte versuchen, den Schabbat zu befolgen. Ich müsse ihn schon einen Monat lang konsequent einhalten, damit ich wirklich etwas spüre, meinte er. Okay, das tat ich. Nach einem Monat sagte ich ihm, dass mir das Ganze nichts bringe, mich nur beenge und ich nicht mehr ich selbst sei. Der Schabbat gilt als Ruhetag. Aber wenn ich am Freitagabend nicht an eine Party gehen und am Samstag nicht meine CDs hören kann, dann ist das für mich kein Ruhetag.

Was Jüdischsein nach diesen Erfahrungen für mich bedeutet? Es ist ein Erbe, das ich von meiner Mutter erhalten habe. Genau so, wie ich auch das christliche Erbe meines Vaters in mir trage. Dazu kommt ein emotionaler Teil, eine Art Bindung oder Identität. Dieser Teil wirkt wie eine Anziehungskraft auf eine Religion. Deshalb habe ich das Judentum und nicht das Christentum gewählt. Ich fühle mich mit dem Judentum verbunden. Das heisst, es besteht ein biologischer Teil, ich nenne es das religiöse Erbe, und ein emotionaler Teil.

Ich erinnere mich, als ich mit einem jüdischen Bekannten zusammen war und er von einem Nichtjuden gefragt wurde: «Was bist du?» «Jüdisch», antwortete er. Das habe ich nicht kapiert. Würde mich jemand dies fragen, gäbe ich ihm zur Antwort: «Ich bin eine Frau.» Vielleicht würde ich im Laufe des Gesprächs sagen, dass ich eine Schweizerin bin, und irgendwann mal, dass ich Jüdin bin. Meinem Bruder beispielsweise – er studiert Jura – bedeutet Religion wenig. Er praktiziert weder das Judentum noch das Christentum. Er bezeichnet sich als Jude, da er sich dieser Religion zugehörig fühlt. Meine Mutter übte, was die Religion anbetrifft, einen stärkeren Einfluss auf uns aus, da wir als Kinder viel mehr mit ihr zusammen waren. Sie legt zum Beispiel sehr viel Wert auf den Kiddusch. Den machen wir jetzt jeden Freitagabend. Das ist für mich okay. Der Segensspruch über die Kerzen, über den Wein und über das Brot dauert nicht länger als ein, vielleicht zwei Minuten – und meine Mutter ist happy.

Als ich drei Jahre alt war, gingen wir nach Amerika. Mein Vater wurde nach New York versetzt. Er arbeitet auf einer amerikanischen Bank. Wir wohnten in Connecticut. Meine Mutter hat mir einmal erzählt, dass eine Nachbarin zu ihr sagte: «I'm so happy to live in such a clean aerea. It's really so clean, there are no jews around.» Meine Mutter sagte nur: «Sorry, it's quite dirty here», und liess sie stehen. Ich war sechsjährig, als wir in die Schweiz zurückkehrten.

Das ich jüdisch bin, war in der Schule nie ein Thema. Erst seit meinem Studium – ich studiere an der Uni Zürich Psychologie – werde ich damit konfrontiert: Im Vorlesungssaal kam ich mit meiner Sitznachbarin ins Gespräch. Sie wollte von mir wissen, was ich nach der Matur gemacht habe. Ich erzählte ihr von meinem Israel-Aufenthalt. «Warum Israel?» fragte sie mich. «Ich bin jüdisch und wollte die Religion besser verstehen lernen», gab ich ihr zur Antwort. «Was, du bist jüdisch? Du hast doch helle Haare und siehst überhaupt nicht jüdisch aus. Und deine Nase ist auch nicht krumm.» Es gebe eben Juden und Juden, bemerkte ich. Erstaunt hat mich ihre Bemerkung nicht. Diese Klischees sind weit verbreitet.

Kürzlich hat mir eine jüdische Studentin erzählt, dass sie von Anfang an gespürt habe, dass ich jüdisch sei. Dieses Gefühl kenne ich nicht. Treffe ich jemanden das erste Mal, denke ich nicht darüber nach, ob er oder sie nun jüdisch ist oder nicht. Die meisten meiner Freunde sind Christen. Wir leben ja in einer christlichen Gesellschaft.

Auch bei meinem Hobby kam das Jüdischsein zur Sprache: Ich trainiere Judo an der Universität Zürich. Meine Sportkollegen behaupteten einmal, Juden würden sich sehr abkapseln. Als ich ihnen sagte, dass ich auch jüdisch sei, war das für sie wie ein Schlag ins Gesicht. Sie wussten nicht, wie reagieren. «Was ..., ehrlich ... du bist jüdisch?» Ich sagte: «He, Jungs, ich bin Pascale, ich bin nicht *die* jüdische Person.» Dass sich viele Juden gerne abgrenzen, ist auch meine Erfahrung. Erscheinst du beispielsweise mit einem nicht jüdischen Freund an einer Party, dann sitzen sie in einem «Knäuel» zusammen. Erkennen sie dich, wirst du mit grossem Hallo empfangen. Dass neben dir auch noch jemand steht, ignorieren sie. Diese Ghetto-Mentalität kann ich nicht leiden.

Die Schweiz bezeichne ich als meine Heimat. Hier bin ich geboren und aufgewachsen. Vor all diesen Nazigold-Diskussionen sah ich die Schweiz als ein Land von Schokolade und Schnee. Heute ist es ein Land wie jedes andere auch. Während des Zweiten Weltkriegs war die Schweiz eine Insel in einem braunen Meer. Sie wollte ihre «Haut» retten, wie jeder Mensch dies in einer solchen Situation auch tun würde. Ihre Rettung waren zum grossen Teil die Banken. Aber dass diese in ihrem Eifer – obwohl sie 1942/43 über die Konzentrationslager bestens Bescheid wussten – weiterhin mit Deutschland Goldgeschäfte tätigten, finde ich trotz allem Verständnis beschämend.

Mit 17 ging ich das erste Mal nach Israel. Als Jüdin ist das eigentlich reichlich spät. Die offene und provokative Mentalität der Israelis gefällt mir. Sie nehmen kein Blatt vor den Mund. Ich habe viele Freunde dort. Das hat mit dem Judentum aber nichts zu tun. Israelis sind Israelis, also eine Nation. Die meisten sind Juden, einige sind Araber, Drusen oder Christen. Wir Schweizer sind ja auch nicht alle Christen.

Eine Begebenheit bleibt mir immer in Erinnerung: Ich sass mit meinem Bruder im Bus – er besuchte mich während meiner Uni-Zeit –, und wir sprachen mitein-

ander Schweizerdeutsch. Vor uns sass eine alte Frau. Plötzlich drehte sie sich zu uns um und begann auf Deutsch zu erzählen, dass sie in einem KZ in Deutschland gewesen war. Sie hatte eine Nummer auf ihrem Arm. Mein Bruder und ich starrten sie völlig entgeistert an. Das war für uns das erste Mal, so was «live», sozusagen aus erster Hand, zu hören. Ein paar Stationen weiter stieg sie aus ...

Mein Freund ist Israeli. Ich habe ihn in Zürich kennengelernt. Er war auf der Durchreise nach New York. Nach seiner Ankunft telefonierte er mir und wollte mich unbedingt wiedersehen. So kehrte er in die Schweiz zurück. Er bezeichnet sich als Atheisten. Er fragt mich öfters, was das Judentum mir denn «bringe» und ob es mich erfülle. Momentan finde ich darauf keine Antwort. Um dies herauszufinden, lasse ich mir Zeit. Ich bin auch in keiner jüdischen Gemeinde. Ich wüsste nicht, weshalb ich in einer sein sollte.

Hätte ich einen Sohn, ich würde ihn beschneiden lassen. Ich sehe das als «Verpflichtung» gegenüber dem Judentum an. Wäre mein Mann Christ und er würde sich wünschen, dass unser Sohn getauft wird – könnte ich mir durchaus vorstellen, das Kind beschneiden und taufen zu lassen. Es ist doch unser gemeinsames Kind. Wie ich meine Kinder erziehen würde? Vor 30 will ich ohnehin keine! Nach meiner Ausbildung möchte ich im Bereich Betriebs- und Arbeits-/Organisationspsychologie arbeiten und vielleicht einige Jahre in New York und in Tel Aviv leben. Spätestens wenn das älteste Kind schulpflichtig ist, möchte ich mich irgendwo niederlassen. Das hängt auch von meinem Partner ab. Welchen Glauben meine Kinder ausüben werden, entscheiden sie selbst. Ihr religiöses Erbe bestimmt gegebenenfalls auch mein Partner mit.

Einige jüdische und christliche Feste möchte ich auch in Zukunft zelebrieren. Jedes Jahr laden mein Bruder und ich zum Beispiel christliche Freunde zum Pesachessen ein. Für sie sind meine Eltern wie Kollegen. Zu meinen Eltern habe ich übrigens ein sehr gutes Verhältnis. Letztes Jahr reiste ich mit meinem Vater drei Wochen lang quer durch Vietnam. Er steht mir sehr, sehr nahe. Ich schätze seine Lebensphilosophie von «live and let live». Er bewundert den Hinduismus als Religion.

So sitzt also die ganze Familie zusammen und erzählt sich die Geschichte vom Auszug aus Ägypten. Bei meinem ehemaligen religiösen Freund begann der Seder um acht Uhr abends und endete um zwei Uhr morgens. Die ganze Geschichte wurde auf hebräisch heruntergeleiert. Ich habe kaum etwas verstanden. Bei uns zu Hause machen wir das meiste auf deutsch. Äusser mir würde es eh keiner verstehen. Bei uns geht es locker und lustig zu und her. Du gedenkst der Leiden der Juden und dem Auszug aus Ägypten. Beim Aufzählen der zehn Plagen tunkst du jedesmal deinen Finger in dein Rotweinglas und lässt den Wein auf das Tisch-tuch tropfen. Meine Kollegen finden das «uh lässig». Okay, wir wissen alle, dass wir im Jahre 1999 leben und weder leiden noch Ziegel schleppen müssen, aber genau dieses Traditionsbewusstsein gefällt mir am Judentum.

Wir feiern auch Channuka und Weihnachten. Als wir Kinder waren, gab's an Channuka acht Tage lang ein kleines Geschenk und an Weihnachten nochmals eines dazu. Das war cool. Wir sangen Weihnachtslieder, und es gab immer ein fürstliches Essen. Den zweiten Teil haben wir beibehalten. Aber mir ist dabei noch nie in den Sinn gekommen, dass an Weihnachten Jesus geboren wurde.

Auf jeden Fall werde ich einen Weihnachtsbaum in unsere Wohnung stellen und Chanukkakerzen anzünden, egal, welcher Religion mein Partner angehört. Das alles verbinde ich mit Kindheitserinnerungen. Vielleicht hört es sich egoistisch an: Ich picke mir die Rosinen beider Religionen heraus. Zum Christentum konvertieren könnte ich hingegen nicht. Ich bin zwar, religiös betrachtet, genauso Jüdin wie Christin. Es kommt darauf an, von welcher Seite man das betrachtet. Beim Judentum geht's nach der Mutter, beim Christentum nach dem Vater. Aber Jüdischsein ist ein Teil von mir. Nicht der grösste Teil, aber aufgeben möchte ich ihn nicht.

Aschkenasim: Bezeichnung für Juden in West- und Osteuropa mit eigener Tradition und Sprache (Jiddisch).

Bar-Mizwa: «Sohn des Gebotes»: Religionsmündiger 13jähriger Junge. Am Schabbat, nach Vollendung des 13. Lebensjahres, wird der Junge zum ersten Mal als einer der sieben Männer aufgerufen, um vor versammelter Gemeinde den Wochenabschnitt aus der Thora vorzulesen.

Bat-Mizwa: Zwölfjähriges Mädchen, das religionsmündig wird. Von einem amerikanischen Rabbiner Anfang dieses Jahrhunderts eingeführtes Fest, das der Bar-Mizwa ähnlich ist, ohne jedoch deren religiöse Bedeutung zu haben.

Chanukka: «Einweihungsfest»: Achttägliches Lichterfest um die Weihnachtszeit, bei dem allabendlich ein weiteres Licht an einem achtarmigen Leuchter entzündet wird. Dies zur Erinnerung an die Rückeroberung des Tempels durch die Makkabäer.

Chassidim: «Der Fromme»: Anhänger einer religiösen, Volksbewegung, die Mitte des 18. Jahrhunderts in Osteuropa entstanden ist und über eine eigenständige Kultur verfügt.

Chumasch: Die fünf Bücher Mose.

Davidstern: hebr. «Magen Dawid». Nach König David. Symbol in der Form eines Hexagramms (Sechsstern).

Diaspora: Konfessionelle (auch nationale) Minderheit.

Goi, pl. Gojim: Ursprünglich ein neutraler Begriff für Volk, später wurde es die Bezeichnung für «die anderen», für Heiden und Christen.

Jeschiwa: «Sitz»: Religiöse Schule und Talmud-Hochschule. Akademien, von berühmten Lehrern gegründet, auf denen jüdisches Wissen auf der Grundlage des Talmuds vertieft wird.

Jom Kippur: Versöhnungstag, höchster Feiertag im Judentum. Er fällt auf den zehnten Tag nach Rosch Ha-Schana, an dem ganztägiges Beten und ein 24stündiges Fasten die Wiederversöhnung mit Gott und den Mitmenschen zum Ziel haben.

Kaftan: Aus Asien stammendes langes Obergewand, das früher in Osteuropa zur Tracht der orthodoxen Ostjuden gehörte.

Kiddusch: Mit einem Segensspruch über den Wein und über das Brot wird am Freitagabend der Schabbat eröffnet.

Koscher: «recht, tauglich»: Was nach der Ritualvorschrift erlaubt ist. Es dürfen nur bestimmte Tierarten verzehrt werden, beim Schlachten muss dem Fleisch das Blut entzogen werden, «fleischige» und «milchige» Speisen werden streng getrennt zubereitet.

Ma nischtana Beim Seder-Mahl an Pessach stellt der Jüngste, die Jüngste am Tisch die Frage: «Was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten? ...»

Mazzot: Ungesäuertes Brot (zur Pessachzeit).

Minjan: «zehn»: Für einen öffentlichen Gottesdienst sind zehn religionsmündige Männer erforderlich gemäss dem Talmud «Wenn zehn zusammen beten, so ist Gottes Gegenwart mit ihnen».

Pejes: «Ecken»: Schläfen- oder Zapfenlocken genannt. Das Tragen von Pejes und Bart ist Sitte frommer Juden, entsprechend der Bibelvorschrift: «Abrundet nicht die Ecken eures Haupthaars, verdirb nicht die Ecke deines Bartes».

Pessach: Achttägliches Fest, das in der ersten Frühlingsvollmondnacht zur Erinnerung an den Auszug Israels aus Ägypten und die Befreiung aus der Sklaverei gefeiert wird. Es beginnt mit dem Seder-Mahl.

Rabbiner, Rabbi: «mein Lehrer, mein Meister»: Anrede, Amtsbezeichnung, Ehrentitel der jüdischen Schriftgelehrten. Im traditionellen Judentum ist ein Rabbiner derjenige, der das Gesetz verbindlich auslegt.

Rosch Ha-Schana: «Kopf des Jahres»: Beginn des jüdischen Festjahrkreises, zweitägiges Neujahrsfest im Herbst. Ein Fest der Erneuerung und der Selbstbesinnung.

Schabbat: Wöchentlicher Ruhetag, der am Freitagabend nach Sonnenuntergang mit einem Essen beginnt und bis Samstagabend dauert.

Seder: «Ordnung»: Festliche Familienfeier des ersten und zweiten Pessachabends, bei dem die genaue Reihenfolge des Essens der sinnbildlichen Speisen, das Rotweintrinken und die Schilderung des Auszugs aus Ägypten festgelegt ist.

Sephardim: Juden südeuropäischer und nordafrikanischer Herkunft.

Sukkot: «Hütten»: Einwöchiges Laubhüttenfest, das am fünften Tag nach Jom Kippur beginnt. Zur Erinnerung an die zeltartigen Hütten, in denen das Volk Israel während seiner Wüstenwanderung wohnte, bauen sich fromme Juden eine Hütte, um in ihr zu essen und zu schlafen.

Talmud: «Lehre, Belehrung, Studium»: Ein Sammelwerk, in dem die Diskussionen der Rabbiner über die Thora und über Rechtsfragen überliefert wurden. Der Talmud ist entstehungsgeschichtlich gegliedert in die «Mischna» (Wiederholung), in der mündliche Überlieferungen der Thoraauslegung erstmals schriftlich festgehalten wurden (2. Jh.), und in die «Gemarra» (Vollendung), in der sämtliche Lehrhausdebatten über die Auslegung der Mischna zusammengefasst wurden (3.-7. Jh.).

Talit oder Tallis: Gebetsmantel aus viereckigem weissem Tuch zum Umhängen mit Fäden (Zizit) an den vier Ecken.

Tefillin: Gebetsriemen mit zwei Lederkapseln, die beim Morgengebet mit schwarzem Lederriemen am Arm und an der Stirn festgebunden werden.

Thora: «Weisung»: Göttliche Lehre, die fünf Bücher Mose als Urkunde des Bundes, den Gott mit dem Volk Israel am Sinai geschlossen hat. Beim Gottesdienst am Schabbat wird der jeweilige Wochenabschnitt der Thora aus einer handgeschriebenen Pergamentrolle vorgelesen.

Zionismus: Nach dem Tempelberg Zion in Jerusalem benannt. Eine Ende des 19. Jahrhunderts entstandene jüdische Bewegung mit dem Ziel, einen nationalen Staat für Juden in Palästina zu schaffen.

Im Grunde hatte ich geglaubt, die Frage meiner Religion sei für mich kein eigentliches Thema. Als nichtpraktizierender Jude jüdischer Abstammung bezeichnete ich das Judentum immer als vertraute Exotik. Aufgrund der Diskussionen rund um die nachrichtenlosen Vermögen wurde ich mit meinem Jüdischsein neu konfrontiert. Während dieser Zeit wurde ich oft Zeuge antisemitischer Äusserungen. Ich wusste nicht, wie darauf reagieren. Hätte ich mich stärker einmischen sollen, sagen, dass auch ich jüdisch bin, oder – wie oft geschehen – mit pochendem Herzen schweigen? Wollte oder musste ich Stellung beziehen?

Ich begann mich zu fragen, wie jüdische Jugendliche sich definieren, wie sie ihr Erbe handhaben. Geht diese Generation, die weniger geschichtsbeladen ist, offener und lockerer mit ihrem Jüdischsein um? Auf diese Fragen suchte ich eine Antwort. So entstand die Idee zu diesem Buch. Mein Projekt gab mir gleichzeitig die Möglichkeit, gewissermassen in einem Nebensatz zu erwähnen, dass auch ich jüdisch bin. Dadurch bot sich mir die Gelegenheit, die Reaktion meiner christlichen Umgebung zu «testen».

So erzählte mir ein Kollege von einer Tagung über Minderheiten, «wo man über Juden und andere Ausländer sprach». Ein anderer meinte, dass es sicherlich schwierig sei, von Juden Unterstützungsbeiträge zu erhalten, da man doch wisse, dass sie eher geizig seien.

Als ich der Verlagsleiterin eines Medienunternehmens erklärte, dass ich mir eine Auflage von 3'000 Exemplaren vorstelle, meinte sie: «Was, so viel wollen Sie

verkaufen! Sie wissen doch, wie Juden sind: Einer kauft das Buch und leiht es allen anderen aus ...» Im August 1998 fragte ich einen Unternehmensberater, den ich vor einigen Jahren interviewt hatte, um einen Unterstützungsbeitrag an. Ohne Umschweife sagte er: «Zum jetzigen Zeitpunkt kann ich es mir nicht erlauben, ein solches Buchprojekt zu unterstützen. Meine Mandanten würden mir vorwerfen, dass ich mit den Juden sympathisiere.»

Heute ist das Thema «Juden» wieder in den Hintergrund gerückt. Einen Beitrag dazu haben unsere Banken geleistet, die durch die Zahlung einer Milliardensumme «alles» geregelt haben ... Doch ein latenter Antisemitismus wird immer bestehen bleiben. Er bricht dann aus, wenn sich Juden in der Öffentlichkeit in irgendeiner Form kritisch zur Schweiz äussern. Treffend hat es Sigi Feigel formuliert: «Ein grosser Teil der Schweizer Bevölkerung akzeptiert uns Juden noch immer nur als eine Art ‚Mitbürger auf Bewährung‘. Bei den geringsten Unstimmigkeiten wird diese Bewährung aufgehoben, und wir gehören wieder in das Kollektiv der bösen Juden.»

Auch wenn ich mich rund ein Jahr lang mit dem Jüdischsein anderer auseinandergesetzt habe, kann ich mir – jedenfalls momentan – keine definitive Antwort darauf geben, was Jüdischsein für mich bedeutet. In irgendeiner Weise fühle ich mich dem Judentum verbunden. Eine Definition, die mir ein jüdischer Bekannter kürzlich mit auf den Weg gab, kommt mir immer wieder in den Sinn: «Auch wenn du jeden Tag ein Schinkenbrot essen würdest, du bist und bleibst jüdisch.» Meine Identitätssuche wird weitergehen: Die Arbeit an diesem Buch war für mich – nicht nur in dieser Hinsicht – eine sehr spannende, lehrreiche und ungemein erfüllende Tätigkeit. Diese persönliche Bereicherung verdanke ich vor allem der Offenheit meiner Interviewpartnerinnen und -partner. Dafür möchte ich mich ganz herzlich bedanken.

Philipp Dreyer